

145. J. Leudner sc. M.

H. Genovefa.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Fromme Abenderzählungen

am Herde christlicher Familien.

Heilige Legenden,

der gesammten edleren Lesewelt,

besonders

der reiferen christlichen Jugend dargereicht.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Mit Stahlstich.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1866.

Januar.

Erste Hälfte.

Erster Januar.

Fulgentius,

der heilige Bischof von Ruspa in Afrika.

Im fünften Jahrhunderte nach der allsegenreichen Geburt unsers göttlichen Erlösers, da die Vandalen Afrika vom römischen Reiche losgerissen hatten, und die vergifteten Pfeile der arianischen Lehre, eine Lehre, die die Gottheit unsers Heilandes läugnete, in den frommen, reinen Glauben an Christus mit tödtender Wuth von allen Seiten eindrangen — befand sich in Karthago, der berühmten afrikanischen Küstenstadt, eine adelige Familie, deren angesehene Glieder seit Jahrhunderten ausgezeichnete Stellen im Senate bekleidet hatten.

Nun aber sank ihr alter Glanz, seit Hunerich, der König der Vandalen, ein gewaltiger Anhänger der arianischen Sekte und leidenschaftlicher Beförderer ihrer verderblichen Lehre, seinen Zepter über die Küste und durch das Innere von Afrika ausdehnte. Die Glieder der Familie wurden aus ihrem Eigenthume vertrieben; ihre Güter und der von den Ahnen gesammelte Reichthum unter die Anhänger der Sekte vertheilt, und ihre hohe Behausung, die Zierde der Stadt, den Priestern der Arianer zu bewohnen überlassen.

Claudius, der jüngste Sprosse dieses adeligen Geschlechtes, flüchtete sich mit geringer Habschaft, die er vor den gierigen Händen der arianischen Raubhorden hatte verbergen können, und mit seiner treuen Gattin Mariana, einer frommen christlichen Matrone, in die an einer langen Bergkette gelegene Stadt Tala in der Landschaft Byzacium.

Hier verlebte er in stiller Zurückgezogenheit mehrere Jahre ein Gott gefälliges Leben. Da gebar ihm seine Gattin im Jahre 468 zu seiner unbeschreiblichen Freude ein Knäblein, dem der Name Fulgentius gegeben wurde.

Schon von der Wiege an legten die frommen Eltern den Keim des ächten Glaubens und jeder schönen Tugend in das weiche Herz des hoffnungsvollen Knaben.

Allein Fulgentius hatte noch nicht das zwölfte Lebensjahr erreicht — da kam der Tod, und nahm seinen lieben Vater hinweg von dieser Erde. Weinend stand der Knabe über dem Grabhügel, kindlich wehmüthig sein Auge nach dem Himmel erhoben — und von diesem Tage an richteten sich alle seine Gedanken nach stiller Abgeschiedenheit, hinweg von den Freuden der Welt.

Dennoch mußte er, um das Leben seiner Mutter, die nun verlassene, trauernde Wittwe geworden, so viel es ihm möglich war, zu erheitern, ihrem Wunsche, er sollte sich die Bildung höherer Wissenschaften eigen machen, mit kindlichem Gehorsame nachgeben. Während Mariana ihren lieben Sohn in den göttlichen Lehren unsers beseligenden Glaubens und der christlichen Frömmigkeit immer mehr und mehr unterwies, zierten fromme, gelehrte Männer seinen Geist mit der Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, und bildeten ihn in allen Zweigen der damals berühmtesten Wissenschaften.

Und der Jüngling schritt bei immer schönerer Entwicklung seiner herrlichen Anlagen bis zur höchsten Stufe vollendeter irdischer Weisheit, wobei er jedoch

nicht vergaß, seiner Mutter, der mit Sorgen und Kummer belasteten Wittwe, in der Pflege häuslicher Geschäfte hilfreiche Hand zu bieten.

So war er kaum in das zwanzigste Lebensjahr eingetreten, als der Ruf von seiner Gelehrsamkeit, von seinem tugendhaften Wandel, von seiner bewunderungswürdigen Sanftmuth laut und feierlich durch die Küstenländer von Afrika erscholl. Und da in der Stadt Byzacina die Stelle eines Obersteuereinnehmers gerade um diese Zeit unbesetzt war, so wurde ihm, obwohl noch erst Jüngling, dieses ansehnliche Amt mit allgemeinem Vertrauen übertragen.

Schon hatte er dieses wichtige Geschäft ein ganzes Jahr hindurch mit pflichtgemäßer Pünktlichkeit, aber auch mit ungemeiner Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit geführt — als auf's Neue der am Grabhügel seines Vaters gefaßte Gedanke, und die Sehnsucht nach einem einsamen, Gott dienenden Leben in ihm allgewaltig rege wurde, um so mehr, da er tief innerlich fühlte, bald müßten Geist und Herz, gedrückt von der schweren Last der täglichen Berufsgeschäfte, Mangel leiden an himmlischer Nahrung. — Von nun an suchte er sich immer mehr und mehr von dem Geräusche der Welt zu entfesseln.

Oft wandelte er einsam in der Dämmerungsstunde nach dem großen Klostergebäude in Byzacina, das mit seinen hohen Thürmen und tiefen Mauern in der feierlichen Sternennacht dastand, einladend wie ein Prediger Gottes. Und während sein thränenvoller Blick nach den stillen Zellen gerichtet war — beteten seine Lippen: „Herr der Erbarmung, laß mich ein Plätzchen finden in diesem Hause!"

Einmal aber, da er auf einem seiner einsamen Spaziergänge eine Schriftrolle entfaltete, und eine Rede des heiligen Augustinus las, die sich balsamreich aus dem tröstenden Psalm ergoß: „Uebergib dem Herrn deinen Stand, und verlaß dich auf ihn! Er wird Alles schlichten!" — da konnte er seiner heiligen

Sehnsucht und seinem innersten Herzensdrange nicht mehr länger nachgeben — er ging auf die Klosterpforte zu, und klopfte an.

Faustus, einer von den rechtgläubigen Bischöfen, die um eben diese Zeit der König der Vandalen von ihren Sitzen vertrieben, und der sich in der Kleidung eines Mönches dieses Kloster zum Schutze vor größerer Verfolgung erkoren, trat ihm entgegen. „Mein Sohn," sprach er in strengem Tone: „Du bist ein Weltkind! Gehe vorerst hin, und lerne die Lüste der Welt bezähmen, und, stille dem Herrn lebend, mitten in ihrem Geräusche der Weichlichkeit entsagen, wenn du dereinst die Armuth, das rauhe Kleid, das Beten und Fasten unsers Klosters kraftvoll ertragen willst."

Demüthig und traurig ging Fulgentius hinweg, und brachte die Nacht im Gebete zu. Am andern Tage um die nämliche Stunde klopfte er wieder an der Klosterpforte. Aber der Bischof antwortete mit der nämlichen Strenge.

Und da er am dritten Tage wieder kam, öffnete er die Pforte nicht, und ließ den armen Jüngling zitternd und weinend unter Regen und Sturm vor dem Kloster stehen. Endlich aber erbarmte er sich über ihn und rief ihm zu: „Gehe, mein Sohn! Was in diesen Mauern auf dich wartet, kannst du nicht ertragen!"

Mit niedergeschlagenen Blicken erwiederte nun Fulgentius: „Mein frommer Vater! Ich hoffe, Jesus Christus, der mir die Sehnsucht, ihm ganz zu dienen, eingeflößt, wird mir auch Muth und Kraft verleihen, meine Schwäche zu bekämpfen."

Alsobald öffnete der Bischof die Pforte, nahm den frommen Jüngling voll Rührung in seine Arme, und führte ihn mit der väterlichsten Freude in den Kreis seiner Jünger.

Als dieß die Mutter des Jünglings erfuhr, drang der Schmerz über den Verlust ihres lieben Sohnes unter lauten Weheklagen und Thränen durch ihre Seele. Eingehüllt in Trauerkleider, mit bleichem, ab-

gehärmtem Gesichte und roth geweinten Augen stand sie täglich vor der großen Pforte des Klosters, und jammerte durch die Lüfte, daß es die Quadersteine des Gebäudes hätte rühren mögen: „Mein Sohn! warum hast du deine gattenlose Mutter verlassen? O Faustus, gib mir meinen lieben Sohn, gib den Byzacinern ihren treuen Prokurator wieder! Ist es nicht das Gebot unsers Herrn und seiner heiligen Kirche, die verlassenen Wittwen zu schützen? Und du konntest mir meine theure einzigfeste Stütze entreißen? Faustus, gib mir meinen Sohn zurück!"

Nach einigen Tagen, während denen sie zu jammern nicht aufgehört hatte, schickte der Bischof, der sie oftmals, aber stets vergebens zu trösten versucht — den Jüngling selbst hinaus zu der jammernden Mutter. — Mit innerem Herzenskampfe trat er vor sie. „Mutter," sagte er mit sanfter überredender Stimme: „Mutter, die du deinen Sohn immer so zärtlich geliebt, warum willst du mir jetzt die Freude nicht gönnen, mit der ich in den Dienst des Herrn trete? Die Liebe zu unserm Heilande und zu seiner göttlichen Lehre hat mich durchdrungen; und ich fühle tief und innig, daß Alles, außer dieser Liebe, eitel ist auf der Erde. Mutter, laß mich den Gefühlen der Natur entsagen, und einzig nur der Stimme meines Innern und des Himmels folgen! — Für dich aber will ich zum Herrn beten, von dem uns die Verheißung geworden: Unser Vater im Himmel, der die Lilien des Feldes kleidet, verläßt die Wittwen und Waisen nicht!"

Durch so kindlichen Trost gestärkt, faßte sich Mariana, gab ihrem Sohne den mütterlichen Segen, und entließ ihn ruhig und voll Ergebung in den Willen des Himmels zurück in die einsame Klosterzelle, zu seinem neuen geistigen Berufe.

Hier entsagte er mit der größten Strenge gegen sich selbst allem Irdischen, und lebte nur für Gott und die Verbreitung der göttlichen Lehre des Christenthums. — Aber es dauerte nicht lange, so brannte

auf's Neue die Flamme der arianischen Verfolgung lichterloh durch die Landschaften von Afrika. Der Bischof Faustus mußte wieder die Flucht ergreifen. Auch Fulgentius zog sich in ein benachbartes einsameres Kloster zurück.

Sechs Jahre lebte er daselbst gemeinschaftlich mit dem frommen Abte Felix in heiliger Eintracht und Bruderliebe für die einsichtsvolle Verwaltung der Klosterangelegenheiten, und für die Geistespflege und den Unterricht der jüngeren Brüder.

Um diese Zeit drangen feindliche Raubhorden der Numidier hervor aus ihren Bergen, und kamen, indem sie weit und breit Städte und Dörfer verheerten, bis in die Gegend von Byzacina. Felix und Fulgentius mußten ihr einsames Kloster verlassen, um nur ihr Leben vor den feindlichen Pfeilen zu schützen. Sie zogen, wie zwei arme Pilgrime, gegen die Stadt Sicca Veneria, in deren Umgegend sie ein friedliches Plätzchen suchten, um sich niederlassen, und sicher vor neuen Verfolgungen im Stillen durch die Verbreitung der göttlichen Lehre wirken zu können.

Aber ein Priester der Arianer, ein furchtbarer Hasser und Verfolger des wahren Glaubens, der von Gabardilla aus seine falsche Lehre durch die Gegend streute, hatte ihren Aufenthalt bald entdeckt. Er ließ auf sie lauern, und sie bei einer schicklichen Gelegenheit verhaften.

„Wollt ihr euerem Glauben entsagen?" fuhr der Priester sie trotzig an. Aber die beiden frommen heiligen Männer ertrugen lieber die martervollsten Geißelstreiche, als daß sie gegen ihre Ueberzeugung dem Befehle des grausamen Arianers gehorchen wollten. Darüber ergrimmte dieser so sehr, daß er ihnen die an die Wunden anklebenden Kleider vom Leibe reißen, Bart und Hauptthaare abschneiden, und sie schändlich entblößt im erbärmlichsten Zustande von dannen jagen ließ. Voll Wehmuth und Mitleid wurden sie von ihren gläubigen Brüdern aufgenommen und mit Klei-

dern beschenkt, ihren Leib zu bedecken. Selbst die bessern Arianer entsetzten sich über diese Abscheu erregende Mißhandlung. Und ihr Bischof erbot sich, den Priester, der ihnen selbe zugefügt, strenge zu strafen. Aber Fulgentius erwiederte voll ruhiger Würde: „Die Rache wohnt nicht in dem Herzen des wahren Christen! Wo blieben dann sonst die Früchte seiner Geduld? Und wie könnte er sich der Ehre rühmen, für Christus und seine allsegnende Lehre Schmach gelitten zu haben?"

Darauf machten sich die beiden frommen Aebte auf den Weg, und zogen gegen die gebirgigen Grenzen von Mauretanien, in der Gegend der Stadt Jdidi, wo sie fern von der grausamen Verfolgung der Irrlehrer, ein abgeschiedenes Leben führen, und vielleicht in einem geeigneten Thalgrunde ein einsames Kloster errichten könnten.

Hier las Fulgentius in stillen, Gott geweihten Stunden die Lebensbeschreibungen der alten Väter und Mönche aus der Einöde von Oberägypten, und wurde von dem frommen Leben und Wandel dieser Heiligen also durchdrungen, daß er sich sehnte, die darin noch Lebenden kennen zu lernen. Er faßte auch sogleich den Entschluß, dahin zu reisen, und machte sich so arm, als er sich unter den Bergen niedergelassen hatte, auf den Weg nach der Meeresküste, von wo aus er sich einschiffte zur Fahrt nach Alexandrien.

Das Schiff, auf dem er sich befand, landete unter Wegs an der sizilianischen Küste, nahe bei Syracus. Fulgentius wanderte nach dieser Stadt, um das darinnen gelegene schöne Kloster zu besuchen, dem damals der fromme Bischof Eulalius vorstand. Wie zwei innig sich liebende Brüder und Längstbekannte bewillkommten sich die beiden heiligen Männer; und Eulalius bewirthete den lieben Gast in seinem eigenen Kloster und mit eigenen Händen. Als dieser ihm aber einen Entschluß, in die Thebais zu ziehen, entdeckte, erwiederte Eulalius: „Lieber Bruder, ich rathe dir, diesen Plan aufzugeben. Aegypten ist das Land, das

sich treulos gespaltet hat von der Gemeine des ersten Nachfolgers unsers göttlichen Erlösers. Die Irrlehrer haben dieses Land in ihrer Gewalt. Wie wolltest du nun darinnen wohnen können, ohne mit ihnen Gemeinschaft zu pflegen, und der Gnadenspende der Sakramente zu entbehren?"

Auf diesen Rath des Bischofs von Syracus verfolgte Fulgentius seinen Plan und seine Reise nicht weiter, sondern verweilte noch einige Zeit in dieser Stadt, wo sein tägliches frommes Bestreben dahin zielte, Mittel zu finden, wodurch er den Armen hilfreich beistehen, und Gastfreundschaft üben könnte. Nach Kurzem glänzte sein Name, wie ein tröstender Stern, durch die Reihen des christlichen Volkes in Syracus und der Umgegend, so daß Viele weither kamen, ihn zu sehen, ihn kennen zu lernen, und von ihm gesegnet zu werden.

Aber die Demuth, die er jedem menschlichen Lobe entgegenstellte, ließ ihn nicht länger zwischen den Mauern von Syracus verweilen. Seine Wallfahrt zielte jetzt, statt in die thebaische Einöde, nach der Hauptstadt von Italien, um den Sitz der heiligen Kirche zu sehen, und voll Andacht die Orte zu besuchen, wo die Apostel des Herrn in ihren dunkeln Grufoten schlummern.

Daselbst kam er eben an, als Italiens König Theodorich in einem feierlichen Triumphe voll Pracht und fürstlicher Herrlichkeit, in Begleitung von tausend glänzenden Hofschranzen zum ersten Mal in die Stadt über den öffentlichen Platz Palma aurea einzog. „Brüder!" rief Fulgentius bei diesem Anblicke freudig staunend seinen Begleitern zu: „Wie wonnevoll muß uns das himmlische Jerusalem einst glänzen, da die irdische Roma so schön ist! Und mit welcher Herrlichkeit wird Jesus Christus seine Bekenner und Heiligen im Himmel dereinst schmücken, wenn er hier auf Erden schon den Dienern schnöder Eitelkeit so großen Glanz bescheert!"

Bald kehrte er wieder zurück in sein Vaterland. Allgemeiner Jubel und innige Freude verbreiteten sich durch das ganze christliche Volk bei der Nachricht seiner Ankunft. Der Vorsteher von Byzacina, wo er als Prokurator eines seiner Jünglingsjahre zugebracht hatte, kam ihm entgegen, und bot ihm aus freiem Antriebe ein Stück Landes mit gutem fruchtbarem Boden zum Geschenke an. Darauf baute er ein Kloster, und hatte nach Verlauf von wenigen Jahren die väterliche Freude, dasselbe mit einer großen Anzahl frommer geistreicher Männer bevölkert zu sehen, über deren Versammlung und Handel und Wandel er wachte und waltete.

Aber auch hier flößte ihm seine große, bewunderungswürdige Demuth den Entschluß in die Seele, ein einsameres ärmliches Kloster aufzusuchen, das er auch bald am uzecinischen Ufer gefunden. Da verschloß er sich in die tiefste Verborgenheit. Die stillen feierlichen Stunden der Nacht vergingen ihm wechselweise durch Lesen heiliger Schriften, durch Beten und tief innerliche heilige Geistes- und Herzens-Beschäftigung. Während der Arbeitsstunden des Tages flocht er Matten, Teppiche und Sonnenschirme aus Palmblättern und Binsen. Nur wenig der Ruhe, der Speise und des Trankes bedurfte er zur Pflege seines irdischen Daseins.

Der Bischof Faustus hatte kaum vernommen, Fulgentius sei aus dem Kloster verschwunden, so ließ er allenthalben nach seinem Aufenthalte forschen, und, damit es zu seinen Ohren käme, öffentlich kund machen: „Wo er immer sei, er lege es ihm zur heiligen Pflicht auf, seine Verborgenheit zu verlassen, in sein Kloster wieder zurückzukehren, und die Leitung desselben auf's Neue zu übernehmen." Aber alles Nachforschen blieb fruchtlos.

Um diese Zeit saß König Trasamund auf dem fürstlichen Throne von Karthago. Er war ein hartnäckiger Anhänger der arianischen Sekte, und hatte

ein strenges Gesetz ergehen lassen, die Gläubigen sollten sich nicht unterstehen, Bischöfe aus ihrer Mitte zu weihen. So waren die Gemeinen der wahren Christen da und dort wie verwaist, und trauerten um ihre Oberhirten.

Endlich aber entschlossen sie sich, auf den Befehl des Fürsten keine Rücksicht mehr zu nehmen; und in vielen Städten schritten sie zu den feierlichen Bischofswahlen.

In Ruspa, einer afrikanischen Küstenstadt, fiel einstimmig die Wahl auf den verborgenen Fulgentius. Sogleich wurden Männer ausgesandt, ihn unaufhörlich zu suchen. Nachdem sie mehrere Wochen dieses Geschäft unermüdet verrichtet, fanden sie ihn endlich in dem entlegenen Kloster am Meeresufer, wie er in seiner Zelle verschlossen, in einem rauhen ärmlichen Mönchskleide betend auf seinen Knieen lag. Nachdem er sich lange voll Demuth geweigert, diese hohe Würde anzunehmen, gab er endlich den inständigen Bitten der Männer nach und folgte ihnen nach Ruspa.

Aber die neue bischöfliche Würde änderte nicht im Geringsten seinen sanften demüthigen Charakter und seine bisherige Lebensweise. Die Strenge in Entsagung alles Irdischen, die er als Mönch an sich vollzogen, behielt er auch als Bischof bei. Sein Kleid war von rauhem Wollentuch; seine Nahrung Kräuter, Wurzeln und Eier. Aber sein hoher Geist, mit dem er die Wahrheit seines Glaubens verbreitete, ergoß sich mit jedem Tage balmsamreicher und leuchtender über die Häupter seines Volkes, und die Flamme seiner Liebe zu Jesus und der göttlichen Lehre loderte durch alle Herzen seiner Angehörigen.

Nun faßte der fromme Mann den Entschluß, neben der Kirche in Ruspa ein Kloster zu erbauen, um darinnen zu wohnen, damit er sogar in Hinsicht der stillsten Zurückgezogenheit auch künftighin seiner bisherigen Lebensordnung strengstens nachkommen könnte. Allein der arianische Bischof Pieta, der schon lange

mit ketzerischem Eifer den erhabenen Lehren des reinen Christenthums und dem segenreichen Wirken des Fulgentius entgegengearbeitet hatte, mußte dessen Plan erfahren, und dem Fürsten Trasamund kund gethan haben. Denn als der fromme Bischof bereits mit dem Baue des Klosters beginnen wollte, kamen Gesandte aus Karthago zu ihm, mit dem königlichen Befehle, er sollte sich auf der Stelle als Verbannter nach Sardinien begeben.

Ohne Widerrede, unter dem Weheklagen und Weinen der Seinigen verließ er Ruspa, und fuhr nach der ihm angewiesenen traurigen Insel. Aber auch von hier aus wirkte er nicht nur auf die Bewohner Sardiniens, sondern auch durch schriftliche Mittheilungen auf seine verwaiste Gemeine in Ruspa und durch alle Städte der afrikanischen Küste mit so unermüdetem Eifer, daß der schöne Ruf bis zu den Mauern von Karthago, und sogar zu den Ohren des Fürsten erscholl: „Fulgentius in Sardinien ist der mächtigste und eifrigste Vertheidiger der reinen Lehre der Apostel!"

Dieser Ruf veranlaßte Trasamund, daß er den verbannten Bischof aus seinem Elende zurückrief, und ihn nach Karthago beschied, wo er sich öffentlich gegen die Anklagen und Einwürfe der Arianer vertheidigen sollte.

Fulgentius kam nach Karthago, und trat mit einer Würde und Salbung in die Versammlung der Arianer, daß ein Jeder sich selbst gestehen mußte: „Der Geist Gottes strahlt auf der Stirne dieses Mannes, und die Liebe des Herrn glühet in seinem Herzen!" — Und nun, wie er den Mund öffnete, und mit einer heiligen Klarheit und Gründlichkeit die Lehren der versammelten Arianer widerlegte — da wurde der Fürst von seinem ganzen Wesen so gefesselt und durchdrungen, daß er ihm nicht nur allein gestattete, sondern es sogar wünschte, er möchte von nun an in Karthago verbleiben.

Aber die Arianer, deren Haß und Neid gegen

Fulgentius von dem Tage an die höchste Stufe erreicht hatten, schilderten ihn bei dem Fürsten als den gefährlichsten Mann, der es durch seine Lehren am Ende so weit bringen könnte, daß das Volk dem König den schuldigen Gehorsam versagen, und dadurch der fürstliche Thron von Karthago in Trümmer vergehen werde. So ruhten seine Verfolger nicht eher, als bis der mißtrauische und launische Trasamund auf's Neue den Befehl an ihn ergehen ließ, er sollte sich augenblicklich wieder in's Elend nach Sardinien begeben.

Es war eine pechschwarze, stürmische Nacht, da Fulgentius zu Schiffe gebracht wurde. Der Fürst hatte absichtlich die nächtlichen Stunden zur Abfahrt bestimmen lassen, um die Anhänger des frommen Mannes, die von diesem Befehle noch keine Kunde erhalten hatten, zu verhindern, daß sie bei seinem Abschiede zugegen sein, und durch ihr Klagegeschrei und Gewinsel einen Aufruhr erregen könnten. — Die Wogen des Meeres thürmten sich zu gewaltigen Bergen, als das Schiff in die See gehen wollte; und der Sturm trieb es, da es kaum einen Weg von tausend Schritten hinter sich hatte, immer wieder gegen das Ufer an die nämliche Stelle zurück.

Das Toben des Meeres, das Gekrache der Masten, und der Nothlärm der Matrosen auf dem Schiffe hatten viele Hunderte von Menschen an's Ufer hinausgetrieben. Darunter befand sich eine Menge von des Bischofs Freunden und Anhängern, die auf ihre Kniee niedersanken, und für die Unglücklichen im Schiffe beteten. — Als sie aber durch das Wetterleuchten vom schwarzen Himmel herab ihren frommen Oberhirten erkannten, wie er mitten auf dem Verdecke stand, und mit ausgestreckten Armen sich und die auf dem Schiffe Anwesenden in Gottes Schutz empfahl — da klagten laut und rührend ihre Thränen um den geliebten Vater dem weiten Ufer entlang.

Fulgentius tröstete sie, und rief ihnen zu:

„Trauert nicht um mich, ihr lieben Brüder! Der Geist unsers Herrn und Heilandes sagt mir, daß wir uns wiedersehen. Hat nicht der Himmel eben jetzt seinen Sturmwind über das Meer hingesandt, damit das Schiff nicht eher absegeln könne, als bis wir von einander Abschied genommen? — Brüder, bewahret nur den ächten Glauben, und die reine Lehre von Jesus Christus, so werden wir bald die heilige Freude genießen, das Reich unsers Herrn im Vaterlande neu erblühen zu sehen, und sein göttliches Wort wieder öffentlich verkünden zu hören! — Sein Geist und seine Liebe und sein Friede sei mit euch! — Lebet wohl!"

Während er noch sprach, und seine Arme hinausstreckte gegen das Ufer, um sie zu segnen, schwieg der Sturm und die Wogen legten sich. Die Wolken flogen auseinander, und enthüllten die freundlichen Himmelslichter der Nacht. Ruhig schwamm das Schiff aus in die hohe See, und das versammelte gläubige Volk sah getröstet vom Ufer aus seinem scheidenden Hirten nach, auf den jetzt der volle Mond seine sanften Strahlen senkte.

Dieß ereignete sich im zwanzigsten Jahre nach seiner Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel.

Kaum war er mit seinen Mitverbannten, in deren Zahl sechs Bischöfe sich befanden, in Sardinien angekommen, so begann er, unterstützt durch die Großmuth und Wohlthätigkeit der Gläubigen auf dieser Insel, den Bau eines Klosters in der Stadt Caralis, wo er sich niedergelassen hatte. Auch hier, wie überall, war es sein wichtigstes Geschäft und seine größte Freude, für seine Brüder zu sorgen, die Traurigen zu trösten, die Kranken zu stärken, die Unwissenden zu belehren, die Schwachen zu unterstützen, und allen Bewohnern Sardiniens Vater, Freund und Lehrer zu sein.

Drei Jahre seit seiner Ankunft in Caralis waren bereits verflossen — da geschah, was er im Geiste vorhergesehen, und beim Abschiede seinen Angehörigen

vorausverkündet hatte. — Fürst Trasamund war gestorben, und auf dem Throne von Karthago saß jetzt Hilderich, sein Sohn und Nachfolger.

Die Regierung dieses Fürsten zeigte sich milde gegen die Gläubigen. Und alsobald erscholl die königliche Gnade durch die Küstenländer von Afrika und die benachbarten Inseln, den verbannten Bischöfen und Mönchen sei es gestattet, in ihr Vaterland zurückzukehren, und allerorts frei und öffentlich ihre Lehre zu verkünden.

Fulgentius kam zurück nach Karthago. An dem Tage, da er landete an der afrikanischen Küste, eilten seine Freunde und Glaubensgenossen in festlichem Zuge aus den Thoren der Stadt ihm entgegen. — Und wie er die vaterländische Erde betrat, sanken sie nieder auf ihre Kniee, und dankten Gott in lautem feierlichen Gebete. Dann nahmen sie ihn in ihre Mitte, und führten ihn jubelnd und unter göttlichen Lobliedern in die Kirche des heiligen Agiläus.

Von nun an konnte er frei und ungehindert dem frommen Drange, allenthalben zu lehren und zu nützen, Genüge leisten. Und er that es auch im vollsten Maße auf seinen oberhirtlichen Reisen durch Städte und Dörfer und Klöster.

Ausgeschmückt mit dem Verdienste so vieler guten Werke, müde nach Vollbringung der schwersten Arbeiten und Geschäfte, und entkräftet durch die frühern Verfolgungen seiner Gegner, rückte er nun in das Greisenalter. Er fühlte die Schwäche seines Körpers, und sah voraus, daß sein Stündlein bald schlagen würde. „Freunde,“ sagte er zu denen, die ihn umgaben: „bringt mich in das einsame stille Kloster Chilmi auf der Insel Cercina, damit ich mich vorbereiten möge auf den feierlichen und wichtigen Augenblick der Scheidung von euch und dieser Erde.“

Still trauernd erfüllten sie seinen Wunsch. In diesem Kloster wollte er nun nichts mehr thun, als beten, lesen und fasten. Aber durch diese letzte Anstrengung

sanken seine Kräfte immer tiefer, und das Licht seiner Augen fing allmählich zu erlöschen an.

Nun flößte ihm eine heilige Ahnung, daß der Herr, dessen Lehre er treu und eifrig verbreitet, ihn bald zu sich abrufen werde, die letzte Sehnsucht nach dem Kloster zu Ruspa in sein müde schlagendes Herz. Denn er hatte sich schon vor Jahren innerhalb jener Mauern seine Grabstätte erkoren.

Kaum war er dahin gebracht worden — es war das Fest aller Heiligen, ein freundlicher, Heimweh erregender Herbsttag — so drückte ihn die Last einer schmerzlichen Krankheit nieder. Und da man ihm so gerne Arzneien reichen wollte, um sein theures Leben für kurze Zeit noch zu fristen — sagte er mit lächelndem Munde: „Die Laufbahn meines irdischen Lebens ist vollendet. Werdet ihr es wohl verhindern können, daß meine sterbliche Hülle zur Grabesruhe, mein unsterblicher Geist zu seinem Schöpfer gehe?“

Einige Stunden vor seinem Hinscheiden ließ er seine noch geringe Habe unter die Armen vertheilen. Nun war er ganz ruhig und quitt mit dieser Welt.

Und da die Sonne des ersten Tages vom Jahre 533 hinter den Thürmen des Klosters von Ruspa niederging, erlosch auch sanft und ruhig das irdische Lebenslicht dieses großen Sternes der gläubigen Kirche, still umringt und beweint von seinen Freunden, und tief betrauert von allen Edlen und Frommen im Volke. Mit seinem letzten Odem enthauchte er die gebrochenen Worte: „Herr — Jesus Christus — verleihe mir — deine Erbarmung!“

Mitten im Tempel des Klosters von Ruspa ruhte seine sterbliche Hülle, bis im Jahre 714 ihre Ueberreste in die Stadt Bourges gebracht wurden, wo sie bis jetzt noch in Edelsteinen aufbewahrt, und den Reisenden als köstliches Eigenthum der dortigen Kirche, die den Namen des heiligen Mannes trägt, voll Ehrfurcht gezeigt werden.

Zweiter Januar.

Makarius,

von Alexandria in Afrika, der heilige Einsiedler.

Schon in den Dämmerungszeiten des Christenthums leuchteten die Einöden von Unterägypten in dem segenvollen Strahl dieser göttlichen Lehre. Hunderte von frommen, Gott ergebenen Siedlern hatten sich darinnen niedergelassen, um abgeschieden von der Welt und ihren rauschenden Gelüsten, in strenger Lebensweise und Abtödtung ihrer irdischen Triebe ein heiliges Leben zu führen.

Eine dieser Wüsten breitete sich in der Gegend der Stadt Scete und an den Grenzen von Lybien auseinander; daher sie auch den Namen der Scetischen Wüste trug. Unweit dieser lag eine andere, deren Urwälder und Berge wild romantisch abwechselten mit dunkeln Klüften und schauerlichen Thälern, und die wegen der großen Anzahl der niedern, an Felsen und unter wildwachsendes Gesträuch gebauten Einsiedlerhöhlen die Zellenwüste genannt wurde. Die dritte dieser berühmten Einöden aber zog sich um den Berg Nitria, nach dessen Namen sie die Nitrische Wüste hieß.

Es war im Jahre 337, als einmal ein frommer, heiliger Mann im schwarzen Talar mit langem Barte und Haupthaaren um die mitternächtliche Stunde zwischen die grauen Felsen und Thäler der Zellenwüste eintrat. — Er sah voll stiller Freude und Sehnsucht über die zerstreutliegenden, friedlichen Höhlen der Einsiedler hin, auf die der Mond sein mildes Licht aus wolkenlosem Himmel segnend niedersenkte. Dann sprach er zu sich selber: „Ich habe das Ziel meiner Reise und Sehnsucht erreicht! Hier will ich bleiben!“

Und alsobald schickte er sich an, unter einen Felsenvorhang seine Zelle zu bauen.

Nach Verlauf von dreißig Nächten, in denen ihm der Mond zur schweren Arbeit sein Licht spendete, hatte er den Bau vollendet. Des Tages aber hielt er sich jedesmal unter den tiefsten Klüften der waldumwachsenen Felsen verborgen, damit die Siedler durch das Fensterlein ihrer Zellen ihn nicht entdeckten.

Makarius hieß dieser fromme Mann. Er war aus der Thebais gekommen, in der er sich bereits zwei Jahre unter strenger Buße und Betrachtung mit Wurzeln und Bergkräutern genährt hatte, um sich zu einem strengeren Leben in der Einöde, in der er sich jetzt befand, vorzubereiten.

Seine Heimathstadt war Alexandria in Afrika. Dort hatte ihn eine arme, aber christliche Mutter geboren; und im Vereine mit ihrem Gatten Alles, was ihre dürftige Handarbeit sie gewinnen ließ, auf eine fromme Erziehung ihres Sohnes verwendet. — Und durch den Eifer heiliger Lehrer angefeuert, faßte schon der zarte Knabe im Stillen den Gedanken, der Welt zu entsagen, und die Einsamkeit zu suchen. Aber es fesselte ihn die Pflicht der Liebe zu seinen Eltern, die er in ihren alten Tagen mit dem Erlös des Zuckerwerks, das er auf dem öffentlichen Markte der Stadt zum Verkaufe ausbot, ernähren mußte.

Kaum aber, daß der Tod diese heimgeführt in die bessere Welt, und der trauernde Sohn ihre irdische Hülle zu Grabe begleitet hatte — da machte er sich, gerührt von der Gnade des Herrn und neugestärkt in seinem heiligen Vorsatze, alsogleich auf den Weg gegen Oberägypten, um daselbst Gott zu dienen. Nachdem er aber gehört, daß in der Zellenwüste fromme und weise Männer in strengster Verborgenheit ihr Leben Gott geweiht, zog er hieher, um unter ihrer Leitung zur möglichsten Vollkommenheit in Ausübung größter Strenge gegen sich selbst und guter Werke gegen seine Mitbrüder zu gelangen.

Sechs Tage hatte er in seiner Zelle unter Beten und Fasten bereits zugebracht, ohne daß die from-

men Siedler der Einöde es wußten. Am siebenten Tage aber, der ein Sonnabend war, an dem sie aus ihren Zellen traten, um gemeinschaftlich zu beten, sahen sie den Fremden, und hatten eine unbeschreibliche Freude, da er sich ihnen zu erkennen gab.

Hier lebte nun Makarius in tiefer Stille; und selbst während er aus Weidenruthen Matten und Körbe flocht, schwand die Gegenwart Gottes nicht aus dem Auge seines Geistes, und die Liebe zu Jesus Christus nicht aus dem Innern seines Herzens. Aber auch die strengste Selbstverläugnung und Abtödtung, und die innigste Liebe zu seinen Brüdern strahlte aus jeder seiner Handlungen, wie bei allen Siedlern dieser Wüste.

Eines Tages — so erzählt die heilige Sage — klopfte ein Winzer an der verschlossenen Zelle des Makarius. Dieser öffnete das Fensterlein, und fragte: „Was sein Begehren!" — Darauf antwortete der Mann: „Hier, frommer Vater, bring' ich dir eine Traube! Nimm sie, und stärke dich mit der Kraft ihrer Beeren." — Makarius nahm sie freundlich lächelnd, dankte, und segnete ihn.

Als nun der Mann seines Weges fortgegangen, setzte er sich an den Tisch von Stein, und war eben im Begriffe von der köstlichen Frucht zu speisen. — Aber da hielt er plötzlich inne, und sprach zu sich: „Wie? wohnt nicht in der Binsenzelle neben mir ein greiser Vater, der dieser Stärkung mehr bedarf, als Makarius?" Und alsobald trug er die Traube zum alten Siedler hinüber.

Dieser aber, sobald ihn Makarius wieder verlassen, erinnerte sich eines kranken Bruders in der andern Zelle, und brachte ihm die Frucht. Auch der Kranke wollte sie nicht genießen. So wanderte die Traube durch alle Zellen. Am Abende aber trat der Einsiedler, zu dem sie zuletzt gekommen, in die Zelle des Makarius. Wie der Fromme dieß sah, flossen die Thränen der Rührung und Freude über den Geist der Abtödtung unter seinen Brüdern, häufig auf sei-

nen Silberbart und — auch er wollte die Traube nicht essen.

Zehn Jahre, nachdem sich dieses ereignet, hatte Makarius in seiner einsamen, niedern Zelle noch zugebracht. Da geschah es eines Tages, da die Einsiedler sich versammelten, um gemeinschaftlich zu beten, daß Makarius nicht in ihrer Mitte erschien. Und weil sie glaubten, er werde krank darniederliegen, gingen sie in seine Zelle, um ihn zu besuchen und seiner zu pflegen. — Aber sie fanden die Zelle leer. Makarius war verschwunden.

Um diese Zeit stand in der Stadt Tabenna ein berühmtes Kloster, das der fromme Abt Pachomius leitete, und dessen hoher Ruf von besonderer Frömmigkeit und strenger Ordnung unter den tausend und vierhundert Mönchen, die es innerhalb seinen Mauern zählte, bis tief in die Wüsten drang.

Fünfzehn Tage, nachdem die Väter in der Einöde Makarius Zelle leer gefunden, klopfte ein ziemlich bejahrter Taglöhner in ärmlicher Kleidung und mit blassem, hagerem Gesichte an der Klosterpforte, und wünschte unter die Zahl der Mönche aufgenommen zu werden. Pachomius aber sagte: „Freund, du bist schon zu alt, und deine Lebenskräfte sind gesunken! Wie wolltest du die Strenge unsers Ordens ertragen können?" — Und indem er ihn segnete, entließ er ihn. Doch der Taglöhner kam an jedem neuen Morgen immer wieder vor das Kloster, bis endlich, da er zum siebenten Male draußen stand, Pachomius die Pforte öffnete, und ihm eine Zelle einräumte.

Hier wurde der fremde Mönch durch seine Demuth, durch die Bußübungen und Strenge gegen sich selbst, durch das anhaltende Gebet, worin er auch bei der Arbeit ununterbrochen bei Gott war, in kurzer Zeit das Musterbild für alle Väter und Brüder in dem Kloster. Und sie wünschten so gerne zu wissen, wer er sei, und woher er gekommen. Aber so oft Pachomius fragte, antwortete der fromme Fremde nicht. Da betete

er täglich zu Gott, er möchte ihm den Namen dieses Mönches offenbaren.

Und siehe, im Traume trat ein Engel des Herrn vor ihn, und führte ihn in die Zellenwüste von Unterägypten. Hier zeigte er ihm die Höhle, und den Mann — Makarius.

Wie nun Pachomius aus dem Schlafe erwachte, eilte er voll Freude und Bruderliebe in die Arme des Fremden, und rief: „Ich weiß es, du bist — Makarius! — Bruder, du bist uns das Vorbild aller Tugenden geworden, und bedarfst keines Lehrmeisters mehr! Ziehe nun wieder im Frieden zurück in deine verlassene Zelle, und sei in deinem innigen Gebete zu Gott unsers Klosters eingedenk!"

Und Makarius machte sich alsobald auf den Rückweg in die Wüste. Hier lebte er nun in seiner vorigen strengen Lebensweise mehrere Jahre. Aber er wurde während dieser Zeit von schweren Versuchungen heimgesucht. Einmal kam es ihm in den Sinn, er würde besser thun, eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, um dort in den Spitälern der Kranken zu pflegen, als in seiner Zelle ein thatenloses Leben zuzubringen. Dieser Gedanke quälte ihn viele Tage und viele Nächte, bis er endlich sich entschloß, und mit einem Wanderstab in der Rechten aus der Zelle trat. Mit einem Male aber sah er ein, daß es nur die Versuchung der Eigenliebe und Ruhmsucht sei, was ihn zu diesem Entschlusse angespornt. Er sah dieß Ungeheuer, wie ein höllisches Gespenst, riesengroß vor seiner Zelle stehen. Weinend warf er sich am Eingange nieder, und indem er sich fest anklammerte an die Balken seiner Höhle, rief er mit aller Kraft seiner Stimme: „Reiße mich hinweg, du Teufelszucht, wenn du kannst! Denn ich will nicht von hinnen gehen!" — Darauf füllte er zwei Säcke mit schwerem Sand, lud sie auf seine Schultern, und wanderte also beladen durch die Wüste. Es staunten aber Alle, die ihn sahen. Und Jeder, der an ihm vorüberging, und fragte,

erhielt die kurze Antwort: „Ich quäle den, der mich quälet!“

Nach Verlauf von drei Tagen kam er wieder zurück, triefend vom Schweiße, und durch die schwere Last beinahe bis zur Erde niedergedrückt. Die Versuchung war verschwunden — und er trat voll süßer Sehnsucht wieder in seine Zelle.

Wie in der Zellenwüste dieser Makarius, so erbaute in der Wüste Scete, ein anderer Makarius, der Aeltere genannt, der aus Aegypten stammte, alle Einsiedler durch seine Tugenden. — Diese zwei frommen Männer waren schon vor Jahren durch ihre gleiche Lebensweise und durch die wunderbare Annäherung ihrer Gesinnungen und ihres Wandels die innigsten Freunde geworden. Sie besuchten sich gegenseitig von einer Zeit zur andern, um fromme, heilige Gespräche wechseln zu können.

Und wieder einmal, als sie beisammen waren, und in einem Schifflein auf dem Nile fuhren, sahen sie, daß angesehene Kriegsoberste an der Spitze eines vornehmen Gefolges am Ufer auf sie zugingen, sie beobachteten, und durch Geberden ihre Verwunderung über die Heiterkeit im Gesichte zweier alter Siedler zu erkennen gaben. Und Einen hörten sie zu den Andern sagen: „Wahrhaftig, diese Männer müssen vollkommen glücklich sein in ihrer Armuth.“ — Darauf erwiederte der Siedler aus der Zellenwüste: „O ja, du hast recht, wenn du uns glücklich nennst! Heißt denn nicht schon der Name Makarius: „der Glückliche?“ Allein, da wir durch die Verachtung der Welt glücklich sind — was soll man nun von euch denken, die ihr euch in ihren Banden wohlgefallet?“

Der Nachdruck dieser Stimme, mit der er die tiefinnerste Ueberzeugung von dem, was er sprach, vor dem ganzen vornehmen Haufen kund gegeben, rührte in dem Augenblicke das Herz des Hauptmannes, der ihn glücklich gepriesen, auf so wunderbare Weise, daß dieser sich von dem Zuge entfernte, seine Güter unter

die Armen vertheilte, und von der Stunde an in das Einsiedlerleben trat.

Makarius war nun bereits schon in's tiefere Mannesalter vorgerückt. Da sollte er, durch den Ruf seines frommen heiligen Wandels bis innerhalb den Mauern von Alexandria bekannt, seine liebe Zelle noch einmal verlassen. Der Patriarch dieser Stadt rief ihn zu sich. Er fühlte die Würde seines Geistes und Herzens, und weihte ihn zum Priester, damit er auch Andere unterrichten, und dadurch noch mehr Gutes verbreiten könnte.

Makarius leuchtete nun auch als eifriger Lehrer und Verkünder des Wortes Gottes an der Spitze einer frommen Jüngerschaar. Er munterte sie auf zum Glauben, zur Liebe, zum Gebete. — Und einem Jünger, der während des Gebetes unaufhörlich von Zerstreuungen heimgesucht wurde, gab er den väterlichen Rath: „Mein Sohn, laß nicht ab vom Gebete! Vielmehr verlängere es, und sage zu dir selbst: Wenn ich auch nicht ruhig beten kann, so will ich doch ruhig aushalten, und um Jesu willen die Wände meiner Einsamkeit hüten!"

So hatte Makarius auch als Lehrer mehrere Jahre zugebracht. Aber durch die Kraft, die er der arianischen Lehre, welche ihr tödtendes Gift überall ausgoß, entgegenstellte, hatte er die ganze Wuth der Ketzer auf sich gezogen. Sie verklagten ihn am Throne des Kaisers Valens als einen gefährlichen Mann. Der Kaiser, der selbst ein Arianer, diese Sekte mit seinem mächtigen Schutze weithin befestigte, gab Befehl, man solle diesen Mann vertreiben. Da wurde der Heilige von Luzius, dem Patriarchen der Arianer, mit seinem Freunde aus Aegypten verjagt, und auf eine ferne Insel verbannt, die von den wildesten Menschen bewohnt war.

Beweint von seinen lieben Jüngern, die er beim Abschiede noch segnete, arm und verlassen, aber mit beispielloser Ergebung um des Namens Jesu willen,

erreichte er nach einer langen beschwerlichen Reise endlich den Ort der Verbannung.

Während die Arianer wegen des Sieges über Makarius frohlockten, hatte dieser unter den rohen Insulanern viel Hartes auszustehen. Endlich aber rührten seine immergleiche Heiterkeit, die menschenfreundliche Theilnahme an ihrer Freude und an ihrem Leiden, der salbungsvolle, trostreiche Vortrag, mit dem er seine Lehre verkündete, die Herzen dieser Menschen so allgemein und wunderbar, daß nach einigen Jahren durch die ganze Insel die Siegeszeichen des Christenthums glänzten.

Darüber ergrimmten die Arianer so sehr, daß sie den frommen Mann auch von hier wieder verjagten, nachdem er zwanzig Jahre der Vater und Freund aller Bewohner dieses Eilandes gewesen war.

Als ein müder, lebenssatter Greis kehrte Makarius in die Einsamkeit zurück, und suchte seine liebe Zelle wieder. Nur kurze Zeit lebte er noch darinnen unter Gebet und heiliger Betrachtung. Und ehe er vollends sein hundertstes Lebensjahr erreicht hatte — es war das dreihundert und vier und neunzigste nach des Herrn Geburt — lehnte er eines Morgens neben dem ausglimmenden Licht seiner Lampe, heiter wie in seinem Leben, entseelt an der steinernen Bank in der niedern Höhle. — Die Brüder der Einöde traten nach drei Tagen, da sie ihn nicht mehr sahen, zu ihm hinein, und — begruben ihn mit feierlichen Trauergebeten unter die Erde seiner lieben Zelle.

Dritter Januar.

Genovefa,

die heilige Jungfrau aus Frankreich.

Auf den Fluren und an den Hügeln von Nanterre, zwei Stunden von Paris, hütete Genovefa, ein

neunjähriges unschuldiges Mädchen die Schafheerden ihres Vaters, eines wohlhabenden Landmannes aus eben diesem Dorfe. Die junge Hirtin suchte immer die stillsten, einsamsten Plätzchen, ihren treuen Hund zur Seite, der auf die Heerde sein wachsames Auge heftete, während sie ungesehen von aller Welt, auf ihren Knieen zu Gott betete, oder in das weiche Moos gelagert, voll Andacht in den heiligen Schriften las, die sie sich aus dem benachbarten Kloster zu verschaffen wußte.

Severus und Gerontia, die frommen, christlichen Eltern boten von der Stunde an, da ihr liebes Töchterlein das Tageslicht erblickte, all ihre Kräfte auf, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben. Sie legten mit der zärtlichsten Liebe in ihr wachendes Gefühl den Keim zu allem Guten, den Samen zur künftigen Heiligkeit. — So wuchs die hoffnungsvolle Tochter heran in aller Unschuld zur größten Freude ihrer Eltern, und kannte nichts als himmlische Reinheit in Wandel und Sitten.

Ein Umstand aber trug vorzüglich dazu bei, daß sie schon in ihrem zarten Jugendalter die heilige Ahnung in sich hegte, es sei Gott wohlgefällig, wenn sie als reinste Jungfrau in stillster Abgeschiedenheit ihrem Heiland sich verlobe.

Eines Tages nämlich, da sie an den Hügeln von Nanterre ihre Schafe hütete, hörte sie die Glocken vom Kirchthurme des Dorfes feierlich zusammenläuten, und sah unzählige Menschen auf den Straßen wandeln. Sie übergab die Heerde der Wache ihres treuen Hundes und einem Knecht ihres Vaters, der unweit von ihr das Feld bestellte — und eilte, was sie konnte, nach dem Dorfe zurück.

Und ehe sie in das Haus zu ihren Eltern trat, vernahm sie von denen, die an ihr vorübereilten, die Kunde: „Germanus und Lupus, die frommen Bischöfe von Auxerre und Troyes, seien, begleitet von der ganzen christlichen Gemeinde der Umgegend in das Dorf

gezogen, wo sie übernachten wollten.“ Diese beiden heiligen Eiferer für das unverfälschte Wort des Herrn befanden sich damals auf der apostolischen Reise nach Britannien, wo sie die Gläubigen gegen die Irrlehren des abtrünnigen Mönches Pelagius bewahren, und die schon Verirrten zum wahren Glauben väterlich zurückführen wollten.

Da nun im Dorfe der freudige Ruf erscholl, die Bischöfe werden in der Kirche von Nanterre im Anblicke des versammelten Volkes feierlich die Vesper beten, strömte von allen Orten Jung und Alt zusammen, und füllte die Hallen der ehrwürdigen Kirche. Und als die heiligen Männer ihr Gebet vollendet, breiteten sie segnend ihre geweihten Hände aus über das versammelte Volk.

Unter den Schaaren aber kniete in der Nähe des Hochaltares in heilige Andacht hingegossen das Mädchen Genovefa an der Seite ihrer Eltern. Der Geist des Herrn hatte das Auge des Bischofes Germanus erleuchtet, daß er die fromme Betende erblickte. Da trat er von heiliger Ahnung hingezogen, vor sie hin, legte die segnenden Hände über das demüthig gesenkte Haupt, und rief den Eltern zu: „Glücklich seid ihr, die ihr ein so heiliges Kind erzogen. Fahret fort in aller Sorgfalt, und vollendet ihre geistige Pflege; denn der Herr hat sich dieß reine Opfer auserkoren. Viele, die einst ihren heiligen Wandel sehen, werden gerührt die Sünde verlassen, und zu Gott zurückkehren.“

Darauf erhob das Mädchen voll Inbrunst das Auge zum frommen Gottesmanne, und flehte: „Heiliger Geweihter, gib mir deinen Segen, damit ich das Versprechen, das ich im Stillen Gott gethan, treu erfüllen möge.“

Und Germanus segnete sie, zierte ihre Brust mit einer kupfernen Denkmünze, auf die das Bild des Kreuzes geprägt war, und sagte: „Trage dieß fromme Zeichen von der Stunde an auf deiner Brust zur Erinnerung, daß du dein Leben Gott geweiht. Der Ver-

lobten des Herrn ziemt kein irdischer Schatz von Perlen und Gold und Silber. Aber der himmlische Schmuck der Reinheit sei ihr Eigenthum."

Darauf tönte feierlich die Orgel, und das versammelte Volk frohlockte und dankte Gott in heiligen Psalmen und öffentlichen Gebeten.

Die frommen Bischöfe hatten schon lange wieder das Dorf verlassen — und Genovefa hütete, wie vormals ihre Schafe auf den stillen Fluren. — Aber in ihrer Seele war es viel lichter, als ehedem. Denn es war nun nicht mehr blos heilige Ahnung, was sie ganz durchdrang, es war schon süße, himmelklare Sehnsucht nach der Stille eines Gott geweihten Lebens. Fern von der Gemeinschaft mit ihren Altersgenossinnen lebte sie nur dem Gottesdienste auf den einsamen Fluren und Hügeln, und in der Kirche von Nanterre. Ja, sie fand endlich immer mehr Freude im Gebete vor dem Altare dieser heiligen Halle.

So geschah es, daß das fromme Mädchen eines Tages den Gottesdienst besuchen wollte. Aber die Mutter, die ein Geschäft vorhatte, verweigerte es der Tochter. Genovefa weinte und bat: „Mutter, liebe Mutter, laß mich gehen!" — „Du sollst jetzt nicht!" entgegnete Gerontia mit mütterlicher Strenge. Aber Genovefa ließ nicht nach zu bitten. Da rief die Mutter ernst: „Dem Kinde ziemt nicht solcher Trotz!" — Wehmüthig stand die Tochter, schon festlich gekleidet, in einer Ecke, und weinte bitterlich. Und wie die Glocken aus der Kirche zum Segen tönten, bat sie zum siebenten Male. Da erhob Gerontia zürnend die Hand, und drohte. Aber das Mädchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, was ich dem frommen Bischofe versprochen! Mutter, ich will unter Gottes Beistand die Kirche besuchen!" — Da zürnte Gerontia noch heftiger, und schlug die Tochter in's Angesicht. Genovefa sagte kein Wort, blickte leise seufzend zum Himmel, und legte das Festkleid wieder zur Seite. — Aber von diesem Tage fing das Augenlicht der Mutter an,

schwach zu werden. Und ehe ein Monat verfloß, war sie von gänzlicher Blindheit heimgesucht.

Die Tochter weinte die kindlichsten Thränen; und es war bald keine Stunde in der Nacht, da sie nicht auf ihren Knieen lag, und im stillen Kämmerlein um das Augenlicht für ihre Mutter zum Himmel flehte. Am frühen Morgen nahm sie das irdene Krüglein, eilte vor das Dorf zu dem Brunnen, wo sie oft ihre Schafe tränkte, schöpfte Wasser, segnete es mit ihrem kindlichen Gebete, und brachte es der Mutter, daß sie sich damit die dunkeln Augen wasche. — Und siehe, nach Verlauf von ein und zwanzig Monaten ward Gerontia sehend.

Bis auf den heutigen Tag aber wallfahrten die Kranken und Traurigen aus Nanterre und der Umgegend zu dem Brunnen, den die heilige Genovefa gesegnet. Unter den kühlenden Schatten der Linden, die im Kreise umherwachsen, ruhen sie aus von den Beschwerden des Körpers und der Seele, trinken voll Glauben und Andacht den frischen Quell, und — freuen sich der Genesung.

Genovefa hatte im Hause ihrer Eltern das fünfzehnte Jahr erreicht, da nahm sie Abschied von ihrer Heimath, von ihrer Heerde und den einsamen Fluren und Hügeln von Nanterre, um sich dem unmittelbaren Dienste Gottes einweihen zu lassen, nach dem sie schon so lange sehnlichst Verlangen trug. Julius, der Bischof des Landes, der ihr den heiligen Schleier gab, setzte sie, gerührt durch ihr andachtsvolles Wesen, an die erste Stelle der geweihten Jungfrauen, und sagte: „Wohl dir, meine Tochter! dich hat der Herr schon geheiliget!“

Einsam und zurückgezogen, beseelt von dem Geiste der Abtödtung, den strengsten Bußübungen sich hingebend, lebte die Jungfrau, ungesehen von der Welt, zwischen den dunkeln Mauern eines abgelegenen Hauses in Paris. Dahin war sie nach dem Tode der Eltern zu einer alten frommen Matrone gebracht

worden, die sie aus der Taufe gehoben hatte. Gerstenbrod und Bohnen waren ihre Nahrung, Wasser ihr Getränk. Rein und unbefleckt, wie der klare blaue Himmel, blieben ihr Leib und ihre Seele, woran die heiligen Züge tiefer Demuth, felsenfesten Glaubens, brennender Liebe und ununterbrochenen Gebetes nach Oben immer lebendiger sich entfalteten.

Und weil die Fromme in heiligen Ahnungen Vieles voraussah, was geschehen werde, drang der Ruf von ihrem Leben bald durch die bevölkerten Strassen der großen Stadt. Aber ihre Feinde traten zusammen, nannten sie öffentlich eine Schwärmerin und Heuchlerin, und wußten durch gehässige Anklagen das Volk so zu gewinnen, daß es mit Verachtung auf die Heilige niedersah.

Um eben diese Zeit kam Germanus von Auxerre, der die Jungfrau schon als Mädchen in Nanterre Gott geweiht, wieder nach Paris, da er zum zweiten Male auf dem Wege nach Großbritannien sich befand. Er vertheidigte öffentlich die Unschuld dieser Gottgeweihten, daß die Verläumder beschämt zurückweichen mußten.

Aber nicht lange, nachdem er die Stadt verlassen hatte, begann auf's Neue die Verfolgung von Seite ihrer Feinde.

Attila, der König der Hunnen, stand auf einmal mit einer furchtbaren Kriegsmacht vor den Thoren von Paris, und verkündete Schrecken und Angst durch ganz Frankreich.

Nur die fromme Jungfrau allein erschrack nicht. Sie wandelte an der Spitze einiger gottesfürchtiger Matronen nach der öffentlichen Taufkapelle, und flehte zum Himmel um Schutz und Hilfe für die bedrängte Stadt. Dann eilte sie, durchdrungen von dem Geist Gottes und gestärkt durch die Ahnung, der Herr habe ihr Gebet erhört, durch die Straßen, und verhieß den Bewohnern feierlich den Schutz des Himmels, wenn sie ernstlich fasten, beten und wachen würden. — Aber diese fielen über sie her, schalten sie eine falsche Pro-

phetin, und wollten sie mit grimmiger Wuth in's Gefängniß schleppen.

In diesem Augenblicke trat der Archidiakon von Auxerre in ihre Mitte, und verwies ihnen ihr unsinniges Verfahren. Dann übergab er der frommen Jungfrau geweihte heilige Geschenke von Germanus, der auf seiner Reise zu Ravenna in Italien gestorben war. — „Der Himmel," sagte er, „hat mich zur glücklichen Stunde hieher geführt. Wäre ich durch eine Krankheit aufgehalten worden, die Geschenke des verstorbenen Vaters dir zu bringen, so lägest du jetzt in Kerkersbanden als unschuldiges Opfer der Wuth deiner grimmigen Verfolger."

Dieser Vorfall erschütterte die Herzen Aller, die zugegen, so gewaltig, daß sie niedersanken vor der Jungfrau, sie um Vergebung baten, und sich bekehrten. — Und siehe, was die Heilige vorhergesagt, geschah. — Der Hunnenkönig zog an Paris vorüber.

Aber bald war die Stadt von neuer Gefahr bedroht. Childerich, der König der Franken, hatte sie mit einem ungeheueren Heere umzingelt. Und es entstand darinnen die größte Hungersnoth. Ueberall auf den Straßen sah man hohle ausgehungerte Gesichter, und aus den Häusern tönte gar kläglich das Winseln der Kinder um Brod. — Aber kein Strahl der Aussicht um Rettung wollte erscheinen.

Da stellte sich Genovefa, nachdem sie sich dem Schutze des Herrn empfohlen, unerschrocken an die Spitze auserlesener Bürger, eilte zwischen den wachthabenden Schaaren der Feinde durch bis nach Arcis sur Aube und Troyes, sammelte Brod, so viel sie konnte, und kehrte unbetastet nach Paris zurück.

Bald darauf zog Childerich als Sieger durch die Thore in die eroberte Stadt. Und da er den Heldenmuth der Jungfrau erfuhr, trat er voll Achtung, obwohl er Heide war, vor sie, und huldigte dadurch ihrer Tugend, daß er auf ihre Bitten viele Werke der Menschenliebe und Freigebigkeit unter die Bewohner streute.

Die Ehrfurcht dieses Königs vor der Heiligen ging vollkommener noch auf seinen Sohn Chlodwig über, der ihm auf dem Throne folgte. Dieser schenkte den gefangenen Christen, für die die Jungfrau bat, jedesmal die Freiheit; und begann sogar den Bau einer Kirche, deren Plan Genovefa schon lange in ihrem Herzen getragen.

Aber sie erlebte nicht die Vollendung dieses heiligen Baues. In ihrem neun und achtzigsten Lebensjahre — am dritten Januar des Jahres 512 — schloß sich ihr Auge mit dem letzten Blicke nach dem blauen Himmel, der zwischen den hohen Mauern in ihre entlegene Kammer kärglich niederschien.

Es trauerten alle Edlen von Paris. Und unter den Thränen des zahllos versammelten Volkes wurde sie neben dem neuen, noch nicht vollendeten Baue in ein Grab gesenkt, worüber ein Bethaus errichtet ward.

Nun aber ruhen die Ueberreste ihrer irdischen Hülle in einem kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Sarge über dem Hochaltare dieser Kirche, wo das fromme Volk von Frankreich sie als Patronin verehrt, und die ihren Namen führt.

Vierter Januar.

Titus,

der heilige Schüler des Apostel Paulus, und Bischof von Creta.

Auf der höchsten Zinne des Palastes zu Gortyna, der Hauptstadt der Insel Creta, stand ein alter vornehmer Heide, der letzte Sprosse aus einer ehrwürdigen Herrscherfamilie, die durch Jahrhunderte mit Würde und Großmuth dieser Insel vorgestanden.

Er schaute nachdenkend und mit einem tiefen Blicke über die Gegend hin, die von dem aufgehenden Mond-

lichte feierlich erhellt wurde. Seine Gedanken verloren sich gen Salem und durch ganz Judäa, wo um eben diese Zeit Jesus, der göttliche Menschensohn, seine Lehre verkündete, die Kraft seiner Wunder leuchten ließ, und das Heil über die Juden ausbreitete. — Und er sprach zu sich selber: „Ich weiß nicht, wie mir bei dem herrlichen Rufe, der über den Gottesmann von Judäa über das Meer her erschallt, zu Muthe wird. Ich trage ein unnennbares Verlangen in meiner Seele, etwas Genaues und Bestimmtes über die Thaten dieses Erhabenen zu erfahren. Und ich werde nicht ruhen können, bis mir dieses Verlangen gestillt ist."

Jetzt schwieg er wieder, und sah gegen die Marmortreppe, die zur Zinne heraufführte. Denn er vernahm das Geräusch nahender Fußtritte. — Titus, sein Neffe, ein körperlich und geistig schön gebildeter Jüngling, ausgezeichnet durch Fleiß in Erlernung der edelsten Wissenschaften und durch den unbescholtensten Wandel, trat über die Treppe, und stellte sich schweigend und vor sich hindenkend dem ehrwürdigen Oheim zur Seite.

Dieser betrachtete ihn lange mit forschendem Blicke. Dann redete er ihn also fragend an: „Titus, mein theuerer Neffe, was sinnest du so stillschweigend in deiner hohen Stirne? Schon lange hab' ich dich beobachtet. Dein ganzes Wesen hat sich in stille Wehmuth, in frommgeistiges Trachten aufgelöst. Mein Titus, den ich so gerne Sohn nennen möchte, sage deinem alten Oheim, was dir fehlt!"

Der Jüngling neigte sich lächelnd an die Brust des Greises. Eine Thräne glänzte in seinem himmelklaren Auge. Dann rief er voll Begeisterung: „O Vater — ich nenne dich so am liebsten — Vater, mich zieht es unwiderstehlich über's Meer nach Judäa hin! — Drei Tage sind es jetzt, daß ich schlief unter den Schatten der Palmen unsers Gartens. Da hörte ich eine Stimme zu mir reden: Titus, begib dich von hinnen, wenn du deine Seele erretten willst! Eitel und leer ist die Wissenschaft der Heiden! In Judäa leuchtet

das ewige Heil! — Und wie die Stimme so gesprochen, erwacht' ich vom Schlafe. — Seit diesem Augenblicke hatte ich keine Ruhe mehr. Die Nächte vergingen mir schlaflos; und durch die Stunden des Tages wallte mein Geist forschend nach einem Ziele, das er nicht finden konnte, umfangen von einer Sehnsucht, die ihm nicht gestillt wurde."

Nun erst vor einigen Augenblicken ruht' ich wieder an der nämlichen Stelle im Garten. Und im Schlafe sah ich einen Mann vor mich treten mit einer großen umschriebenen Rolle. Und der Mann sagte zu mir: „Nimm, es ist das Gesetzbuch der Hebräer! Entfalte es, und — lies!" — Ich nahm und rollte es auf, und las die Stelle eines hohen jüdischen Propheten: „Bekehret euch zu mir, viele Inseln: Israel wird durch den Herrn das ewige Heil erhalten!" — Als ich dieses gelesen, sah mich der hohe Mann unbeschreiblich freundlich an, nahm die Rolle wieder, und verschwand. — Und ich erwachte. — „Oheim, lieber Oheim, ich bitte dich bei dem Propheten, der mir im Schlaf erschienen, bei dem ewigen Heile, das uns von Israel aus werden soll, laß mich gegen Judäa ziehen!"

Gerne willigte der Oheim ein, und mit seinem väterlichen Segen wanderte Titus nach der Inselküste, von wo aus er sich einschiffte zu der Reise nach Palästina. — Voll Begierde und Sehnsucht, den Gottesmann, von dessen Lehre und Wunder Land und Meer wiederhallten, kennen zu lernen, stieg er bei Joppe an's Land, und leitete seinen Fußtritt nach Salem.

Hier sah er den göttlichen Mittler zum ersten Male in dem herrlichen Tempel, und — der Geist Gottes flößte eine wunderbare Neigung zu dem Heiligsten in das Herz des jungen Heiden. — Er war von nun an immer in der Nähe des Herrn und seiner Apostel, hörte die göttliche Lehre, wenn sie unter den Hallen des erhabenen Tempels durch die Mitte des versammelten Volkes drang, oder wenn Jesus sie von einem Berge, von den Ufern Genesaret's aus, oder unter den Schatten

der Palmen von Bethanien verkündete. Er sah die Kraft der Wunder ausgehen von dem Geiste Jesu, und sich verbreiten über die Jüngerschaar. — Er sah den Herrn als göttlichen Mittler zum Tode führen, sah ihn verbluten auf Golgatha für die Sünden der Welt. Er war aber auch unter den Schaaren, die den Neuerstandenen im glorreichsten Triumphe auffahren sahen zur Rechten des ewigen Vaters. — Er betete ihn an in Demuth und Reinheit des Herzens — und blieb von nun an unter den Jüngern des Herrn zu Salem.

Hier verweilte er zehn Jahre, und suchte durch den liebevollen Umgang mit den Aposteln die dunkeln Zweifel, die hie und da seinem Geiste sich noch aufdringen wollten, gänzlich zu lösen. Und der Geist Gottes, der seine Sanftmuth und Herzensgüte, seine Mäßigkeit und Keuschheit, seine Geisteskraft und Seelenwürde mit Wohlgefallen ansah, sandte ihm zum Freund und Lehrer den Apostel Paulus. — Und er begann nun im Vereine mit dem Größten aus den Gesandten des Herrn voll Eifer und mit wahrhaft apostolischem Geiste die Erkenntniß des allein wahren Gottes und des göttlichen Mittlers durch Judäa und im ganzen Heidenlande zu verbreiten.

Und Paulus gewann seinen Titus unaussprechlich lieb. Ueberall, wo es Frieden zu stiften, Ordnung herzustellen, und Liebe in die Herzen der neuen Gläubigen auszustreuen bedurfte, mußte Titus an der Stelle sein. Zu Salem im ersten Kirchenrathe, zu Korinth unter der Versammlung der Gemeinen saß er voll Eifer, und errang durch die Ehrfurcht erregende Würde, mit der er sprach, im Einklange mit seiner Demuth und Sanftmuth, die Wiedervereinigung der getrennten Gläubigen.

Von da aus zog er nach Macedonien, wo er seinen großen Lehrer wiedertraf, der schon lange nach ihm geseufzt, weil er ihn zu Troas nicht gefunden. Und nun pilgerten Beide, das Wort des Herrn verbreitend, durch alle Thäler der kleinasiatischen Gebiete. Städte

und Dörfer, Meer, festes Land und Inseln wiederhallten von ihren Gott verkündenden Stimmen bis in die Hauptstadt von Italien, wohin Paulus reisen mußte.

Titus aber blieb als Glaubensprediger zurück auf seiner Vaterinsel, woselbst ihn sein Lehrer unter väterlicher Ermahnung und Tröstung beim Abschiede zum Bischofe eingesegnet.

Er wandelte in der heimathlichen Abenddämmerung nach Gortyna, um seinen Oheim zu umarmen. Im freudigen Vorgefühle des Wiedersehens trat er in den Palast und stieg nach der höchsten Zinne, wo um die Abendstunde der fromme Heide zu beten pflegte — aber er fand ihn nicht. — Traurig wandelte er nach dem Garten, und in wehmüthigen Gedanken vertieft kam er der Stelle nahe, wo er unter den Schatten der Palmen einst geträumt. Hier von jungen Cypressen und Akazien umringt sah er den Grabhügel des verblichenen väterlichen Oheims. Er kniete neben an und weinte; dabei aber freute er sich, daß der Edle hier begraben.

Nun eiferte er voll Würde in seinem heiligen Berufe, gab sich alle Mühe, Creta selbst, und von da aus alle Nachbarsinseln zum Glauben zu bekehren. Aber es kostete dem Heiligen unsägliche Mühe, den Irrthum des blinden Götzendienstes zu verbannen, und die Gnade der Erkenntniß des wahren Gottes in die Herzen seiner heidnischen Brüder zu ergießen. Darüber wurde er traurig, und betete Tag und Nacht zu Gott. — Und der Geist Gottes sprach zu ihm: „Titus, lasse nicht nach in deinem heiligen Eifer!"

Dadurch ermuthigt ging der fromme Bischof eines Tages in den heidnischen Tempel der Göttin Diana, wo gerade geopfert wurde. Er trat in die Mitte über eine erhabene Stelle, von wo aus ihn alle Anwesenden sehen und erkennen konnten, und betete mit lauter feierlicher Stimme zum alleinigen Gott. — Und siehe! im Augenblicke stürzte das Frauengötzenbild herab vom heidnischen Altare, und lag in tausend Trümmern am Boden.

Die Versammelten, da sie dieß sahen, erschracken und zitterten, und riefen: „Titus, lehre uns den alleinigen Gott!"

Und Titus lehrte, predigte aller Orten, bekehrte, taufte viele Hunderte, und leuchtete in würdevollem Strahlenkranze, einer der größten Eiferer für Gott und Gottesglauben bis in sein hohes Greisenalter.

So hatte er das ein und neunzigste Lebensjahr erreicht, war des irdischen Daseins müde, und der Sehnsucht voll nach jenem Vaterlande. — Und als er einstmals schlief unter den Palmen des Gartens neben dem Grabhügel seines Oheims, wo er als Jüngling zum ersten Male die Gnade des Himmels in sich gefühlt — da trat der Todesengel vor ihn, und sagte lächelnd: „Titus, du hast vollendet: Ich hole dich heim zu deinem Lehrer Paulus, der dir vorangegangen, um mit ihm die Krone des Lebens zu theilen!"

Und der Engel nahm ihn und führte ihn in's ewige Palmenland. — Am Morgen, da die Sonne heraufstieg über die Zinnen des Palastes von Gortyna, warf sie ihren ersten Strahl durch die Zweige der hohen Platanen auf die noch lächelnden Züge des Entseelten.

Neben dem Hügel des Oheims ruhte die sterbliche Hülle des Heiligen in einem von Palmen umkränzten Grabe, das die gläubigen Insulaner mit stiller Ehrfurcht besuchten. Als aber im Jahre 823 die Sarazenen verheerend in die Stadt eindrangen, zerstörten sie, wie Alles, was den Christen gehörte, auch diese heilige Stätte, und man fand nach ihrem Abzuge nur mehr das Haupt des Frommen, das bis jetzt noch in der Sankt Markuskirche zu Venedig aufbewahrt wird.

Fünfter Januar.

Synkletika,

die heilige Jungfrau.

Wehmüthig neigte sich die Abendsonne mit ihren scheidenden Strahlen gegen den Todtengarten von Alexandrien, aus dem düsterer Fackelschein leuchtete, und dumpfes Gerede schwarz bekleideter Schaaren, die auf allen Wegen in die Stadt zurückkehrten, durch die Lüfte wogte. — Es war der Familienvater eines angesehenen Hauses von Alexandrien zur Todesruhe getragen worden.

Seine zwei Töchter knieten noch über dem frisch aufgehäuften Grabhügel, falteten jammernd die Hände über der Brust, und weinten hinauf zum dämmernden Himmel. Sie waren nun gänzlich verwaist, denn ihre Mutter hatte man schon vor Jahren der kühlenden Gruft anheim gegeben.

Endlich erhob sich Synkletika, so hieß die ältere der zwei weinenden Jungfrauen, von dem Todtenhügel, segnete zum letzten Male die Asche ihres Vaters, und wandelte, die jüngere Schwester an dem Arme, betrübt und langsam in die Heimath zurück.

Hier führten sie Beide von der Stunde an das einsamste, verborgenste Leben. Sie faßten den felsenfesten Entschluß, in stiller Jungfräulichkeit dem Herrn zu dienen, so lange ein Athemzug in ihnen lebe. Obgleich von ihrer Schönheit, ihren reinen Sitten, und dem reichen Erbe ihres Vaters angereizt, die bravsten Söhne der edelsten Familien der Stadt um ihre Hände freiten — sie wiesen Jeden mit Beharrlichkeit zurück, und knieten täglich, um Beistand flehend, vor ihrem göttlichen Bräutigame Christus, dem sie sich in reinster Liebe hingegeben.

Und siehe! Es schien, als wolle der Herr die Jüngere dieser Himmelsbräute zu sich heimholen, ehe sie, von den Gefahren der eiteln Welt bedroht, die Leiden

und Drangsale der Menschen empfinden mußte, denn sie wurde mit einem Male gefährlich krank. — Synkletika saß Tag und Nacht mit unbegrenzter Liebe und Sorgfalt an dem Krankenbette der schwer leidenden Schwester, tröstete sie, ermunterte sie zum Siege über den letzten Leidenskampf, und malte ihr des Himmels Freuden, und des Heilandes Seligkeit in den wonnevollsten Farben.

Und als sie ihr das Auge geschlossen, und den letzten Liebesgang mit dem Trauersarge vollendet — theilte sie alle ihre Güter unter die Armen, weil sie sich nun ganz von der Welt entbinden wollte. — Dann ließ sie sich die schönen langgelockten Haare durch einen Priester vom Haupte schneiden. „Denn auch dieß,“ sagte sie, „ist Schmuck der Welt!“ — Eingehüllt in ein Frauenpilgerkleid verschwand sie in der düstern Abendstunde aus dem Hause, ohne daß Jemand wußte, wo sie hingegangen.

Aber bald verbreitete sich das Gerede durch die Straßen, in einer dunkeln Felsenhöhle außerhalb den Mauern der Stadt halte sich die verschwundene Jungfrau verborgen, den strengsten Bußübungen, dem Gebete und der göttlichen Betrachtung ihr junges Leben weihend.

Mit jedem Tage drang der Glanz ihrer Tugenden und ihres neuen Wandels mehr und mehr hervor aus dem Dunkel der Todesgruft, die sie zur Wohnung sich erkoren. Viele christliche Jungfrauen und Matronen wandelten nun hinaus, sie zu sehen, ihre frommen Reden zu vernehmen, und sie zum Musterbilde sich auszuwählen. Da war auch Keine ausgegangen, die nicht belehrt, ermuntert und neugestärkt zu einem frommen Wandel die Heilige verlassen hätte.

Oft, wenn sie so im Kreise dieser edlen Frauen saß, die voll Rührung auf die Wahrheit ihrer Worte horchten, wurde sie vom heiligen Eifer so ergriffen, daß im Erguß ihrer nachdruckvollen Reden das jungfräuliche Auge von den heiligsten Thränen glänzte. — Und

also wandte sie sich zur weiblichen Versammlung, und sprach: „Was thun die Menschen, die der irdischen Welt anhängen, nicht Alles, um eitle Güter zusammen zu häufen? Sie scheuen keine Gefahren, weder die Raubgier der Diebe auf dem Lande, noch die Wuth der Stürme auf dem Meere. Sie schrecken weder vor Mordnissen zurück, noch vor Schiffbruch. Alles versuchen sie, und wagen Alles. — Wie glücklich nun würden wir sein, wenn wir, um Gott zu gefallen, und den Himmel zu erstreben, eben so viel versuchten, und Alles wagten. Aber, ach, da es darauf ankommt, einem so großen Herrn zu dienen — werden wir durch den leisesten Widerspruch in Furcht gesetzt."

Wenn sie die Gefahren dieses Lebens schildern wollte, sagte sie zu den Frauen: „Tag und Nacht müssen wir auf der Hut sein, weil wir in beständigem Kampfe leben. Schlafen wir ein, so wird uns der Feind überraschen, ehe wir daran denken. Wie oft entrinnt nicht ein Schiff den Gefahren des heftigsten Sturmes, wenn der Steuermann mit Vorsicht und Klugheit es zu lenken weiß. Aber wenn er schläft, so kann auch bei der tiefsten Meeresstille ein plötzlicher Windstoß, der hohe Wellen treibt, das Schiff zu Grunde richten. — Dieß unser Leben ist ein unbekanntes Meer, voll Klippen und Sandbänke — und wir sind immer in Gefahr. Bittet, meine Lieben, daß Jesus Christus der Steuermann unsers Schiffes sei, der uns einführe in den Hafen des ewigen Heiles!"

Von der Demuth redete sie zu der weiblichen Versammlung in folgendem schönen Bilde: „Ein Schatz ist in Sicherheit, so lange er im Verborgenen bleibt. Allein, wenn er aufgedeckt und Jedem zur Schau gestellt ist — wird er bald geraubt sein. Durch die Demuth und Verachtung der eitlen irdischen Dinge treten wir Leben und Drachen unter die Füße, und unsere Seele schwingt sich gleich einem Adler auf, und erhebt sich weit über alles Irdische!"

So rührend, wahr und zur Tugend ermunternd

sprach sie jedes Mal zu den frommen Frauen und Jungfrauen, die sie besuchten.

Sie hatte bei immergleicher Lebensweise in ihrer Grabeshöhle das achtzigste Lebensjahr erreicht — da wurde sie plötzlich von schwerer Krankheit und schmerzvollen Gebrechen überfallen. Zusehends welkten ihre Kräfte, an denen ansteckende Geschwüre nagten, die ihr zugleich Sprache und Athem raubten. — Aber die jungfräuliche Heldin betete unaufhörlich zu ihrem himmlischen Bräutigame um die Gnade der Beharrlichkeit und Ausdauer in Geduld und gänzlicher Ergebung. Und der Herr erhörte sie, und gab ihr Kraft und Stärke, daß sie Allen, die sie sahen, als eine bewunderungswürdige Martyrin erschien.

Durch vier volle Jahre hatte sie diese unsäglichen Schmerzen getragen — da ahnte sie das Ende ihres Lebens. Sie rief die christlichen Frauen um sich, und sagte freundlich lächelnd: „Nach drei Tagen um diese Stunde ist meine Seele frei von dem Kerker ihres Leibes!“

Und wie sie vorhergesagt, geschah es auch. Himmlische Verklärung im Gesichte, das schon von dem Lichte ihres Geistes, der sich nun entfesselte, zu schimmern begann, unaussprechliche Sehnsucht in der reinsten Brust, Sehnsucht nach dem ewigen Geliebten ihrer Seele — ging sie ein in das göttliche Brautgemach, an dessen Schwelle ihre braven Eltern und die liebe Schwester freudig ihrer harrten.

Die fromme Sage aber von dem Leben und Leiden dieser heiligen Jungfrau kam ungefähr aus der Mitte des vierten Jahrhunderts auf unsere Tage.

Sechster Januar.

Erminold,

der heilige Abt zu Prüfening bei Regensburg.

Es stand an einem schönen heitern Sommermorgen des Jahres 1080 ein reicher vornehmer Mann aus Schwaben mit seiner Ehegattin und seinem Kinde, einem Knäblein von acht Jahren, vor der Pforte des Klosters Hirschau, und bat den Bruder, der ihn nach seinem Begehren fragte, er möchte seine Ankunft dem frommen Abte Wilhelm melden.

Der Bruder ging, und kam bald wieder zurück, um den fremden Mann mit seiner Familie durch den hohen gewölbten Klostergang über die großen steinernen Treppen in des Abtes Wohnung einzuführen.

„Was ist euer Wunsch, mein lieber Freund?" fragte dieser gar freundlich. Und der Fremde erwiederte: „Ich bringe euch hier meinen Sohn, frommer, ehrwürdiger Abt, und flehe zu euch, ihr wollet seiner Jugend väterlich pflegen. Wir haben den Knaben, obwohl wir mit Reichthum gesegnet sind und in großem Ansehen stehen, bisher in christlicher Frömmigkeit auferzogen, und mit wachsamem Auge von den Verführungen der Welt ferne gehalten. Nun aber geht unser einziges Trachten dahin, ihn zum geistlichen Stande vorzubereiten, zu dem in seinem stillen Herzen die reinste Neigung wohnt!"

Der ehrwürdige Abt bot dem Fremden freundlich die Hand, und sagte: „Warum sollte ich euch eine so heilige Bitte nicht gerne gewähren? Es geschehe, was ihr begehret! Innerlich beruhigt, und mit der Ueberzeugung, daß ich alle Kräfte aufbieten werde, euern Sohn körperlich und geistig auszubilden, dürft' ihr von hinnen gehen."

Mit diesen Worten gab er den Eltern seinen

Segen. Diese schlossen ihr Knäblein noch einmal unter zärtlichen Thränen in ihre Arme, ermahnten es liebevoll zu allem Guten, und verließen endlich getrost und dem Himmel ihr theures Gut empfehlend, das Kloster.

Der Knabe aber — Erminold nennt ihn die heilige Sage — wurde von dem Tage an, da er unter die Aufsicht des frommen Abtes getreten, immer vollkommener in jeder Tugend. Ehe er noch das achtzehnte Lebensjahr erreicht, glänzte sein Name nah' und fern; und überall zollte man seinem schnellen ausgezeichneten Fortgange in den Wissenschaften der Alten, und in den Kenntnissen unserer göttlichen Religion, so wie seinem frommen, anspruchlosen Wandel die höchste Verwunderung. — Und als er die Jahre hatte, die ihn fähig machten, in den Benediktiner-Orden einzutreten — war er nach kurzer Zeit in Ausübung guter Werke wie im Gebete als das Musterbild für alle seine Brüder wohl bekannt.

Der Ruf von diesem ausgezeichneten Ordensmanne drang bis zum Throne des Kaisers Heinrich, des Fünften. Dieser wollte seine Verdienste lohnen, und ernannte ihn zum Abte des reichen Klosters Lorch im Ober-Rheingau.

Der neue Abt war nun auch hier sowohl in der Demuth als Gottesfurcht die Leuchte für alle seine untergebenen Brüder. Sie liebten und achteten ihn aber auch, wie ihren Vater, weil er sie nicht durch stolze Befehle und knechtische Haltung zur Klosterordnung, sondern vielmehr durch sein anspruchloses Beispiel, das keinen Vorzug vor den Andern suchte, unzertrennbar an sich zu fesseln wußte.

Aber nicht lange behielt Erminold die Abtei in Lorch. Er hatte erfahren, daß der Kaiser von einem seiner Brüder in Schwaben, der großen Reichthum besaß, wegen dieser Erhebung zur Abtswürde ansehnliche Geschenke sich habe reichen lassen — und alsobald gab er sein Amt von sich. „Ich will," erklärte er sich entschlossen und ohne Scheu: „ich will die grobe

Sünde nicht auf mir haben, in einer geistlichen Würde zu glänzen, die man mit Geld erkauft."

So wanderte die Zierde und das Haupt der Abtei, eingehüllt in das Benediktinerkleid, das er ehedem getragen, aus Lorch, und kehrte von vierzig Brüdern, die wie eine Heerde ihrem Hirten folgten, begleitet, in die Klostereinsamkeit von Hirschau zurück.

Um diese Zeit war durch den Bischof Otto, den Ersten, zu Bamberg, das große, reiche Kloster Prüfening, unweit Regensburg, gestiftet worden, und suchte sich eben einen weisen Mann zum Vorstande. Das Auge und die Wahl des edlen Bischofes fiel auf Erminold.

Erminold gehorchte, weil er hiebei die schöne Gelegenheit vor sich sah, zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Mitbrüder viel Gutes wirken zu können. — Viele Mönche aus Hirschau begleiteten ihn.

In dieser neuen klösterlichen Pflanzung ging er voran als Muster in der Liebe zum Gebete, zur Ordnung in Fasten und Nachtwachen, zur Entsagung alles dessen, was den Eifer zur Frömmigkeit unter seinen Ordensbrüdern schwächen könnte.

Strenge war er mit sich und seinen Klosterangehörigen, aber wohlthätig gegen die Armen, und überaus leutselig und gastfreundlich gegen die Fremden, die an die Pforte seines Klosters kamen. Vor Allem liebte er den Frieden mit Andern, und wollte eher gerne auf jeden irdischen Vortheil, wenn es auch sein Eigenthum war, verzichten, als der Zwietracht und dem leidigen Streite sich ergeben.

Einmal geschah es, daß die Mönche vom Kloster zu Sankt Emmeram in Regensburg Taglöhner ausschickten, sie sollten auf der Grenze einen Graben ausstechen. Diese Männer gruben so, daß das Eigenthum von Prüfening großen Schaden litt. — Erminold, der gerade vorüberging, und es sah — sagte kein Wort dagegen. Ja, er trat sogar hinzu, und lud die Arbeiter freundlich zu sich ein. „Kommt," sagte er,

„ihr müden Leute, es ist gerade die Mittagsstunde, und ihr mögt von eurer schweren Arbeit ruhen. In meinem Kloster sind für euch Speise und Getränk. Dort könnt ihr euch erquicken, und dann die Arbeit munter fortsetzen.“

Die Taglöhner folgten seiner freundlichen Stimme in das Kloster. Wie sie aber von dem Abte selbst und seinen Ordensbrüdern vortrefflich bewirthet worden, schämten sie sich insgesammt. Voll Rührung und Dank nahmen sie nach geendigter Mahlzeit Abschied, eilten aus dem Kloster, und gingen hin, den Graben wieder einzufüllen.

Ueberdieß war sein Gemüth verschlossen gegen jede Schmeichelei. Mit Standhaftigkeit blieb er auf dem, was das Recht begehrte, und keine Drohung konnte ihn je dahin bringen, anders zu thun oder zu reden, als er dachte.

Dieß bewies er einmal an der Person des Kaisers selbst. Heinrich, der Fünfte, hatte sich wegen vieler schwerer Bedrückungen den kirchlichen Bann zugezogen. Nun kam er eines Tages in Begleitung seiner Hofleute und vieler frommer und ehrwürdiger Prälaten, denn sie alle achteten das kaiserliche Ansehen, vor die Pforten des Klosters zu Prüfening und wünschte die neue Pflanzschule einzusehen, und den allgerühmten Vorstand kennen zu lernen. Aber wie staunte nicht das kaiserliche Gefolge, als man, anstatt in feierlicher Prozession unter dem mächtigen Geläute aller Glocken die Mönche aus dem Kloster entgegenkommen zu sehen — die Pforten fest verriegelt fand.

Nach mehrmaligem, trotzigem Anklopfen der wachthabenden Soldaten wurde endlich von innen die Thüre geöffnet. Und Erminold trat ganz allein in seinem Abtgewandte vor den Kaiser. — „Ich achte deine Majestät,“ sprach er voll Kürze und Anstand, „und rufe Gott zum Zeugen, daß ich dir keine Unbild zufügen will. Allein ich bin Gehorsam schuldig dem Oberhirten unserer Kirche, und muß dir den Eintritt in dieß geweihte Haus versagen.“

Und als der fromme Bischof Otto, der Stifter des Klosters, aus dem Gefolge zu ihm trat, und sagte: „Wir dürfen Niemanden entgegenstehen, von dessen kirchlicher Ausschließung wir nicht versichert sind!“ — erwiederte Erminold noch freimüthiger: „Den Ausspruch, den ich mit eigenem Munde verkündet, muß ich kennen!“

Heinrich fühlte die Wahrheit seiner Rede, und bei allem dem die Güte seines Herzens; hielt seine Leibwache, die gewaltthätig eindringen wollte, streng zurück und kehrte wieder um mit dem ganzen kaiserlichen Gefolge.

Wie freigebig Erminold gegen die Armen war, zeigte er in jenem Jahre, da ganz Bayerland von einer großen Hungersnoth heimgesucht worden. Wer immer vor sein Kloster kam, ging gesättigt und beschenkt von dannen. Auf solche Weise hatte er bereits so viel verschenkt, daß er am Ende selbst mit seinen Ordensbrüdern nichts mehr zu leben hatte. — Da warf er sich in einer stillen schlaflosen Mitternacht nieder auf seine Kniee, und flehte Gott um Beistand an. Und siehe, als kaum der Morgen graute, stand ein wohlhabender frommer Mann vor der Klosterpforte, und brachte den Brüdern Lebensunterhalt.

Seine unerbittliche Strenge gegen das Laster und diejenigen, die dem Laster fröhnten, hatte ihm unter der Klasse der unzufriedenen, verstockten Menschen viele heimliche Hasser zugezogen. Sie rotteten sich zusammen, und brüteten in ihrer grenzenlosen Bosheit einen Mordanschlag gegen den Gerechten. Man warnte ihn vor diesen Menschen. Aber er sagte unerschrocken: „Weil ich das Recht in meinem Gewissen trage, kann ich der Gefahr ohne Furcht entgegengehen!“

Als die Verruchten ihn einmal während eines Spazierganges in einer einsamen Abendstunde unversehens überfielen, stand er so beherzt und mit warnendem Auge sie im Kreise betrachtend vor ihnen, daß sie plötzlich von einem grausenhaften Schrecken übermannt, die Flucht ergriffen.

Der Aergste aus ihnen aber, Aron mit Namen, hatte kurz darauf eine andere günstige Gelegenheit erlauert, und da der Heilige an ihm vorüberging, die Todesgefahr nicht ahnend, stürzte er hervor aus dem Hinterhalte, wo er sich verborgen, und schlug ihm mit aller Kraft eine Holzkeule über das Haupt, daß er ohnmächtig zur Erde niedersank. — Der Thäter aber floh mit den Martern dieser schändlichen Handlung im bösen Gewissen durch die Klosterwacht in's Freie. — Dieß geschah am Vorabende vor dem Tage der Erscheinung des Herrn.

Die Ordensbrüder trugen klagend und weinend ihren schwer verwundeten Abt auf seine Ruhestätte, und suchten durch alle möglichen Mittel ihn zu retten — aber es war vergebens. Die Wunde über das Haupt war todesgefährlich.

So viel erholte sich der Fromme noch einmal, daß er die versammelten Brüder zum letzten Male im Kreise freundlich anblicken, und mit väterlicher Rede zur Tugend und Vervollkommnung ihres christlichen Wandels ermuntern konnte. Dann gab er ihnen seinen Segen, und sprach mit gebrochener Stimme: „Morgen unter dem festlichen Frühgottesdienste wird mich der Herr zu sich heimholen. Ich ermahne euch, ihr lieben Brüder, daß ihr meinetwegen von eurer kirchlichen Andacht euch nicht abhalten lasset!"

Und da am andern Tage, als am Dreikönigsfeste des Jahres 1121, die festliche Orgel der Kirche von Prüfening und der Gesang der Ordensbrüder in die nachbarliche Abtei herüber tönten, gab Erminold unter sehnlichen Gebeten den Geist in die Hände seines Schöpfers.

Noch oft und lange, nachdem sich dieses ereignet, wallfahrteten die frommen Regensburger gegen Prüfening, wo in Mitte der Klosterkirche der Leichnam des frommen Abtes ruht. Und Mancher, der mit schwerem Herzen kam, ging heiter hinweg, wenn er sich an dessen Grabe der thränenvollen Kummerbürde entladen hatte.

Siebenter Januar.

Lucian,

der heilige Priester und Martyrer.

Unter den Palmen in der Umgebung der Stadt Samosata in Syrien wandelte ein Jüngling von achtzehn Jahren langsam auf und nieder, und verlor sich wehmüthig in Gedanken über die Zukunft seines Lebens. — Er hatte als Knabe seine Eltern verloren, die in dieser Stadt einigen Handel getrieben, aber dabei, dem Christenthume ergeben, ihr einziges Kind von der Wiege an im wahren Glauben und im felsenfesten Vertrauen auf Gottes heiligste Vorsehung erzogen hatten.

Lucian — so nennt uns die heilige Sage seinen Namen — fühlte sich auf einmal in dem Schatten der Palmen, die ihn umgaben, unendlich wohl. Denn es zog der Geist des Herrn durch die düsterfeierlichen Zweige, berührte am Vorüberfluge des frommen Jünglings weiches Herz, und gab ihm den Gedanken in die Seele, unter der Leitung eines frommen Mannes sich der reinen Verbreitung der wahren Lehre zu weihen.

Und Lucian vertheilte alle seine Habe unter die Armen — denn er wollte sich von allem Irdischen gänzlich losreißen — nahm den Pilgerstab und wandelte gegen Edessa in Mesopotamien, von woher er den frommen Abt Makarius, der daselbst mit vielem Eifer den Unterricht in den heiligen Schriften betrieb, rühmen hörte.

Hier lebte Lucian im unausgesetzten, tiefen Nachforschen über die Wahrheit und Reinheit der göttlichen Bücher, und suchte Alles, was von den Irrlehrern der damaligen und frühern Zeit als falsch hinzugefügt worden, mit Gründlichkeit zu widerlegen und zu entfernen. Dabei führte er den musterhaftesten Lebenswandel; und all die Zeit, die ihm sein frommes

Forschen übrig ließ und viele hunderte der nächtlichen Stunden brachte er in himmlischem Gebete zu. Er hatte der Welt so streng entsagt, daß sein Körper nur wenig der Nahrung und des Trankes bedurfte; und dieß Wenige erwarb er sich dadurch, daß er für Andere Bücher schrieb. — Vor Allem hatte er sich die schöne Tugend des Stillschweigens so eigen gemacht, daß man ihn nur selten reden hörte. Und wenn er sprach, so waren es Worte über Gott und Göttliches.

So hatte er schon als Jüngling durch seinen vollkommenen Lebenswandel, durch seine schönen Tugenden und durch die gründlichen Kenntnisse in den Wissenschaften des Heiles so strahlenreiches Licht von sich gegeben, daß alle seine Zeitgenossen mit Ehrfurcht auf ihn sahen und der Bischof von Antiochien ihn zu sich rufen ließ, damit er ihn zum Priester weihe.

Was Lucian in Edessa begonnen, vollendete er in Antiochien. Hier unternahm er, aufgefordert von seinem Oberhirten, das mühevolle, aber heilige Geschäft, die göttlichen Schriften, die er bereits von den Fehlern der Irrlehrer gereiniget, aus der hebräischen Sprache, deren er in hohem Grade kundig war, in die griechische zu übersetzen, damit die Aechtheit dieser Bücher sich verbreiten möge durch das ganze Morgenland. — Dann stiftete er daselbst eine öffentliche Pflanzschule für die männliche Jugend, worin ein Jeder, den der Geist Gottes beseelte, zur Frömmigkeit und Reinheit der Sitten angehalten, und unentgeltlich in der Gründlichkeit des wahren Glaubens unterwiesen werden könnte. — Er selbst ging als Musterbild in Ausübung jeder schönen Tugend und in der Anhänglichkeit an die unverfälschte Lehre seinen Schülern immer voran; und lebte unter ihnen, wie ihr Freund und Vater.

Um diese Zeit aber — es war das Jahr 303 — brachten auf einmal strenge Verordnungen des Kaisers Diokletian gegen den wahren Glauben und seine Verbreitung Kummer und Betrübniß durch die ganze Christenheit. — Lucian befand sich gerade in Nikomedien

in Bithynien, als Mehrere aus der Christenschaar, die ihren Glauben standhaft bekannten, verhaftet und in die Gefängnisse abgeführt wurden. Darüber gerieth er in heiligen Eifer, und verkündete noch lauter und öffentlicher, als bisher, die Wahrheit und das Heil der Lehre Jesu. Aber es währte nicht lange — so war auch er in der Reihe der Gefangenen.

Allein selbst im finstern Kerker dachte der fromme Mann voll Vatersorge und Liebe an die Gemeinde, und vorzüglich an seine jugendlichen Schüler zu Antiochien. Er ermunterte sie durch Briefe zur ewigen Treue und Ausdauer in ihrem Glauben, tröstete sie gar liebreich und freundlich mit den Grüßen aller seiner Mitgefangenen, die, wie er, als Zeugen der Göttlichkeit von Christus Lehre dem grausamsten Martertode ruhig entgegenharrten, und stellte ihnen den frommen Bischof Anthimus von Nikomedien zum Vorbild auf, der vor den Augen aller Gefangenen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit unter den fürchterlichsten Qualen für seinen Glauben das Leben aufgeopfert.

Neun volle Jahre — so erzählt die fromme Sage — mußte der Heilige in dem grauenvollen tiefen Kerker zubringen, weil er weder durch Güte noch durch Drohungen von Seite seiner Richter zu bewegen war, von seinem Glauben abzustehen.

Nun endlich nach dieser langen Frist wurde er eines Tages wieder zum Verhöre geführt. Der Kaiser selbst saß auf dem Richterstuhle. Und wie sich dieser in gebieterischer Geberde dehnte, und mit gefurchter Stirne ihm allerlei Fragen stellte, antwortete Lucian mit keiner Silbe, sondern zog aus den Brustfalten seines Kleides eine Pergamentrolle hervor, und reichte sie dem erzürnten Kaiser dar. Darauf hatte der Heilige eine wunderschöne gründliche Vertheidigung der christlichen Religion geschrieben.

Voll Unmuth gab Diokletian Befehl, man solle von der Stunde an den Gefangenen strengstens bewachen, daß er weder Speise nähme, noch Getränk.

Und nachdem der Heilige drei Tage und drei Nächte also gehungert und gedürstet, wurde er in einen großen heidnischen Saal geführt, in dessen Mitte ein Tisch von Elfenbein die köstlichsten, den Göttern geweihte Speisen trug. Man winkte ihm, er sollte nehmen und genießen. Aber Lucian wandte sich hinweg, und sagte: „Weil ihr es für Achtung vor euern Göttern haltet, wenn ich genieße, so will ich lieber eines grausamen Hungertodes sterben, als gegen meinen Gott sündigen, und die Gläubigen ärgern."

Und er wurde wiederum vor den kaiserlichen Richterstuhl geführt. Nachdem Diokletian alle Mühe angewendet hatte, ihn zu gewinnen, drohte er mit den fürchterlichsten Martern, und setzte die gräßliche Drohung auch in Vollzug. Aber Lucian antwortete unter den schmerzlichsten Peinen auf jede neue Frage mit der kurzen Rede: „Ich bin ein Christ!"

Mißhandelt und zerfleischt am ganzen Leibe wurde er wieder in den Kerker zurückgeführt.

Nun aber ereignete es sich, daß, während Lucian in Ketten und Banden schmachtete, ein unversehener Tod den kaiserlichen Christenverfolger vom Throne stieß. An seine Stelle kam zum größeren Kummer und zur tieferen Betrübniß der gläubigen Gemeinden der wüthendere Maximinus.

Wie dieser von dem Gefangenen Lucian hörte, ließ er ihn sogleich vor sich rufen, und suchte, weil er das Ansehen fürchtete, in dem der Heilige bei allen Edlen und Gelehrten seiner Zeit stand, ihn durch Schmeicheleien und fürstliche Versprechungen zum Treubruche zu verleiten. Aber auf Alles, was der Kaiser sprach, erwiederte Lucian mit würdevoller Kürze: „Ich bin ein Christ!"

Und als Maximinus hocherzürnt den Frommen in die Folterkammer schleppen ließ, und ihn zu den unsäglichsten Qualen verurtheilte — da rief Lucian mitten unter Schmerz und Pein mit heiterer und lauter Stimme: „Ich bin ein Christ!"

Noch rasender zürnte der Kaiser, und gab Befehl, den Gefangenen am ganzen Leibe zu zerfleischen, in den Kerker zurückzuschleppen, und an Händen und Füßen gebunden bis über die Brust entblößt auf einen Haufen spitzer Steine zu werfen.

Der unmenschliche Befehl wurde streng vollzogen. Durch volle vierzehn Tage und Nächte lag der Heilige ohne Seufzer und ohne Klage auf dieser martervollen Stelle. Und da der Kaiser in den Kerker kam, und ihn zum letzten Male fragte: „Willst du den Göttern opfern?“ — antwortete er zum letzten Male: „Ich bin ein Christ!“

Nun sprach der Kaiser das Todesurtheil aus, er solle öffentlich enthauptet werden.

Heiter und sehnsuchtsvoll sah Lucian der Stunde entgegen, die ihn mit dem Heiligsten vereinen sollte, für dessen Lehre er von frommem Eifer glühte sein ganzes Leben lang.

Unter seinen Freunden, die ihn in den letzten Tagen besuchen durften, waren auch einige Jünglinge aus der Schule von Antiochien. Weinend standen sie um ihren treuen Lehrer, und gelobten ihm standhaft, so wie er zu bleiben im Leben und im Tode. Er freute sich dieses Gelübdes ungemein, und segnete sie mit einem rührenden Abschiede.

Und weil das Fest von des Herrn Erscheinung nahete, und zu befürchten war, seine Feinde würden es ihn nicht mehr erleben lassen — so hatte er nur noch den Wunsch, das Opfer des neuen Bundes zum letzten Male zu entrichten. Seine Brust war der Altar des Herrn; auf dieser verrichtete er mit verklärter Andacht die heilige Handlung, während seine Schüler und Freunde innig gerührt im Kreise ihn umknieten.

Und nachdem er den göttlichen Akt vollendet, betete er mit ihnen ohne Unterlaß während den nächtlichen Stunden bis zum Morgenanbruch des hohen Festes.

Den Tag darnach hatte man zur Hinrichtung des Heiligen bestimmt. Als aber alles Volk neugierig ver-

sammelt war, ihn zur Richtstätte zu begleiten, ward der Kerker — leer gefunden.

Maximinus, der den Auflauf des Volkes befürchtete, hatte an die Henker heimlich den Befehl ergehen lassen, sie sollten den Gefangenen um Mitternacht im Gefängnisse erwürgen, und den Leichnam mit einem Steine um den Hals in's Meer versenken.

So war's geschehen. — Aber Einige seiner Freunde hatten dieß erfahren, und gingen traurig an's Meeresufer, dem heiligen Gemordeten ihre Bruderthränen nachzuweinen in die Wellen.

Und siehe, als sie am dritten Tage hinauswandelten, fanden sie den Leichnam unverletzt am Gestade liegend, nahe bei Drepane, einem unbedeutenden Küstenstädtchen. Sie wuschen ihn, und legten ihn unter feierlicher Begleitung und tiefer Trauer in den Schooß des stillen Grabes.

Achter Januar.

Gudila,

die heilige Jungfrau aus den Niederlanden.

Im siebenten Jahrhunderte, da Sigibert, der Sohn des Königs Dagobert auf dem fränkischen Throne saß, lebte auf einem felsenfesten Schlosse bei Brüssel in den Niederlanden ein Graf, Witger mit Namen. Er hatte Amalberga, die Nichte Pipins, des Majordomus von Frankreich, zur Gemahlin. Beide zeichneten sich nicht nur durch hohe Geburt und großen Reichthum, sondern vielmehr durch ihre Frömmigkeit und Tugend vor allen Andern aus.

Amalberga hatte ihrem Gatten drei liebliche Kinder geboren, die sie gemeinschaftlich in Gottesfurcht und frommen Sitten erzogen. Das jüngste von diesen

Kindern war Gudila, ein engelreines Mädchen, die schönste Tugendzierde und ein Musterbild für Alle ihres Alters.

Gertrud von Nivelles, eine Verwandte zu diesem gräflichen Geschlechte, die schon damals wegen ihren ausgezeichneten Tugenden als eine Heilige unter dem Volke glänzte, war im Schlosse zugegen, da Gudila geboren wurde. — Sie hielt das liebe Kind in ihren Armen, als es durch die Taufe die erste Weihung zum Eintritte in ein frommes, gottgefälliges Leben erhielt. Durchdrungen von verklärender Ahnung sprach sie prophezeiend die hohen erfreulichen Worte: „als ein helles Licht werde das Kind in den hundertfältigen Strahlen aller schönen Tugenden einst leuchten durch die ganze Christenheit.“

Von dieser tröstlichen Rede angefeuert, gaben die Eltern schon in den frühesten Jugendjahren ihr zartes Kind der heiligen Matrone zur Erziehung.

Und Gudila gedieh zu Nivelles unter den Augen und der geistreichen Pflege ihrer vortrefflichen Muhme und Pathe zu einer wundervollen Paradiesespflanze, die rein und unbefleckt die jungen Blüthen aufrichtigster Frömmigkeit mit jedem Tage lieblicher enthüllte, und den Duft der Tugenden um sich her ergoß.

Aber kaum, daß sie zur schönen, Gott geweihten Jungfrau herangebildet war, berührte ein schneller Tod das Herz ihrer heiligen Erzieherin — und sie faßte alsobald den Entschluß, zu ihrem Vater in das einsame Felsenschloß zurückzukehren.

Hier wohnte sie in dem entlegensten Gemache. Einsamkeit, Wachen, Fasten und Beten waren die Grundzüge ihres strengen Lebens von dem Tage an, da der Todesengel ihre fromme Muhme in das Land des Friedens heimgeholt. Man sah sie nie in der Umgebung ihres Schlosses, als wenn sie, begleitet von einer Dienerin, die ihr in Liebe und Treue zugethan war, die niedern Hütten der Armuth und Noth aufsuchte, um durch reichliche Gabenspende das Elend der Dürftigen zu lindern.

Wer jedoch täglich die junge Gräfin sehen und anstaunen wollte, der mußte schon in aller Frühe, da kaum der Morgen dämmerte, in den Gesträuchen vor dem Schloßthore sich verborgen halten, an denen sie jedes Mal vorüber eilte.

Denn wie die Glocke aus der Sankt Salvatorskirche zu Morzelle, eine halbe Stunde von dem Schlosse entfernt, das erste Zeichen zum Frühgottesdienste durch die Morgenluft ertönen ließ — erhob sich die fromme Jungfrau von ihrem Lager, hüllte sich in einen langen weißen Schleier, stellte eine brennende Lampe in eine Laterne, gab sie der vertrauten Führerin, und unternahm mit dieser die Wallfahrt in die alte Kirche. Kein Vorfall, keine Klage, keine Freude hatte je einmal diesen täglich gewohnten Gang unterbrochen.

Und einstmals — erzählt die Sage — da sie wieder ausging in der stillen Morgenstunde, die Dienerin mit der Leuchte ihr voran, trat plötzlich ein Mann, in schwarzen Mantel gehüllt, ihr in den Kirchenweg, und löschte, um sie zu schrecken, das Licht in der Laterne. Zitternd vor Angst und Schrecken fiel die heilige Jungfrau nieder auf ihre Kniee, und flehte in lautem Gebete zu Gott um Hilfe. Und siehe! im Augenblicke zog ein Windstoß an der Betenden vorüber, und entzündete den über der Lampe noch glimmenden Funken auf's Neue wieder. Wie dieß der schwarze Versucher sah, entfloh er, so schnell er konnte, fluchend in die dunkle Nacht.

Bis zum Jahre 712 lebte so die heilige Jungfrau als ein Muster ächter Tugend und Frömmigkeit. Dann aber trug der Herr Erbarmen mit ihrer unendlichen Sehnsucht nach dem Himmel, die mit jedem Tage die Räume ihres Herzens mehr und heiliger erfüllte, und nahm ihre bräutliche Seele hinüber in die Schaar der Jungfrauen, die ihrem Heilande auf ewig sich verlobt.

Der achte Januar des genannten Jahres war ihr Todestag. — In der Kirche zu Ham bei Villevorde ward ihrer irdischen Hülle das Grab bereitet.

Wer möchte die Schaar der Armen und Waisen, und ihre Seufzer und Klagen zählen, die in die Gruft der Heiligen, und durch die Hallen der Kirche drangen? — „Hier ruht die zärtlichste Mutter!“ jammerten die Wittwen und Greise. Und in der Abendstunde saßen die armen verwaisten Kinder vor der verschlossenen Kirchenthüre, und weinten und sangen:

„Schließ' auf, schließ' auf, du bitt'rer Tod!
Was nahmst du die Mutter von uns hin?
Sie gab uns Kleider, sie gab uns Brod! —
Nun sind wir verloren ohne — sie! —
Und willst du die Mutter uns nicht geben,
So nimm auch uns, und unser Leben!“

So klagten sie, und wallfahrteten Groß und Klein täglich in zahlreicheren Schaaren nach der Kirche zu Ham. — Bald aber erstand unter Kaiser Karlmann ein Frauenkloster zu Morzelle, und die Ueberreste des jungfräulichen Leichnames wurden nach Sankt Salvator gebracht, wo ehedem die Lebende in täglicher Morgenandacht sich Gott geweiht hatte.

Später kam Sankt Gaucherich zu Brüssel in den Besitz der heiligen Gebeine. — Jetzt aber ruhen sie unter den Kirchenhallen des ehemaligen prachtvollen Sankt Michael-Stiftes, das nun Sankt Gudila heißt.

Neunter Januar.

Marciana,

die heilige Jungfrau und Martyrin.

In der waldumwachsenen Einsamkeit der Gebirge von Mauretanien lebte zu Ende des dritten Jahrhunderts eine Jungfrau, die die Blüthe ihrer körperlichen Jugendfülle sorgsam vor den verführerischen Augen der

Welt verbarg, um ihr ganzes Wesen der Tugend und dem Dienste Gottes weihen zu können.

Marciana, so hieß die Jungfrau, war aus einer altadeligen Familie entsprossen, die zu Rusukkur, ihrer Geburtsstadt, großes Ansehen und allgemeine Achtung genoß. Allein schon das zarte Mädchen hatte an den Schmeicheleien, die man ihrer aufkeimenden Schönheit opferte, wenig Freude. Traurig und bestürzt darüber verschloß sie sich in ihre einsame Kammer, und weinte in stiller Scham die blauen Aeuglein roth. Sie betete voll Inbrunst zu Gott um Rath und Beistand, was sie anfangen sollte. Und siehe, der heldenmüthige Entschluß, von der Welt und Allem, was die Welt darbieten kann, sich loszureißen, und ihrem Heilande sich allein hinzugeben, reifte aus ihrem heiligen Gebete.

Die Blüthe der Jungfrau hatte sich bereits entfaltet, die heftigen Versuchungen, mit denen die Anbeter ihrer vollendeten Körperschöne ihr nahe traten, gestalteten sich wie ungeheuere Riesen vor ihren Augen — da konnte sie nicht länger mehr mit Gefahr unter den Menschen weilen. Sie schnürte sich ein leichtes Bündelchen zusammen, kleidete sich in ein härenes Gewand, und wandelte beim ersten tiefen Grauen eines Morgens aus ihrer Vaterstadt, worin sie alles Irdische zurückgelassen, gegen die schauerlichen Hochgebirge.

Schon so manches wiederkehrende Jahr hatte die fromme Siedlerin unter ihren Felsen heimgesucht, wo sie ferne von allen Einflüssen der eitlen Welt, stets nur allein dem Gebete und himmlischen Betrachtungen sich hingegeben.

Da kam auf einmal durch einige Christinen, die allein ihren Aufenthalt erspäht, die traurige Kunde zu ihren Ohren: „Diokletian, der Heidenkaiser, zieht wüthend mit Feuer und Schwert durch die christlichen Regionen, stellt öffentlich, wohin er kommt, die Bildnisse seiner leblosen Götter zur Anbetung auf, und flucht grausame Folter und Martertod Jedem, der nicht zur Verehrung und zum Opfer demüthig sich niederwirft."

Und die Gott begeisterte Jungfrau hörte tief in ihrem Innern die Stimme zu sich reden: „Mache dich auf, Marciana, und stelle dich als Heldin der Gelegenheit entgegen, wo du die Treue zu deinem göttlichen Bräutigame an dir erproben kannst. Hier in der Einsamkeit, wo du frei von jeder heftigen Versuchung bisher verweilt, ist leicht zu siegen. Aber dein Heiland will dein sein um einen größeren Kampf, für einen glänzenden Triumph!"

So tönte die Stimme. Und sie warf sich nieder zum Gebete, und fragte Gott um Rath bis in die tiefe Mitternacht. Da schloß ein sanfter Schlummer ihre Augen. Und im Schlafe sah sie Viele ihrer Glaubensgenossen, wie sie schwach und hilflos in ihrem Kampfe für das Göttliche unterlagen, und geschreckt durch Drohung und Marter vor den heidnischen Götzen knieten.

Jammernd und weinend erwachte Marciana, ehe der Morgen graute. Ihr heiliger Entschluß war fest gereift. Sie nahm Abschied von ihrer Felsenzelle, und wandelte nach Cäsarea, der berühmtesten mauretanischen Küstenstadt, um sich als Christin öffentlich zu zeigen.

Wie sie eintrat in die volkreichen Straßen der Stadt, sah sie mitten auf dem Platze voll Schrecken und Abscheu eine Säule errichtet, über der das Bild der Göttin Diana in Gold und Silber glänzte. Heiliger Eifer durchglühte ihr ganzes Antlitz, da sie unter den knieenden Anbetern und Opfernden hunderte ihrer Landsleute gewahr wurde. Und mit einer Hast, als hätten ihre Tritte Flügel, stand sie auf der erhabenen Stelle neben dem Bilde, und rief mit lauter Stimme: „Brüder und Landsleute, was treibt ihr hier? Warum werdet ihr dem Ewigen ungetreu, und betet zu diesen leblosen heidnischen Gestalten? Ich beschwöre euch bei unserm Herrn und Heilande, kehret wieder um, verachtet diese eitlen Götzen, und scheuet den Tod nicht eures Heiles wegen!"

Und während sie so sprach, riß sie das goldene

Bild herab von der Säule, warf es auf die Erde, und trat es mit den Füßen in den Staub. Die Christen aber, die treulos vor der Statue gekniet, erhoben sich jetzt, verfluchten ihr heidnisches Gebet, und eilten durch die Straßen, ihren Glauben öffentlich verkündend.

Wie die Heiden dieß sahen, umringten sie voll Wuth die jungfräuliche Siedlerin, und mißhandelten sie mit beispielloser Grausamkeit. Dann erst, als das Blut zur Erde rann aus ihren Schläfen, hielten sie inne, und schleppten die Ohnmächtige vor den Richter, um in wüthender Freude das Todesurtheil zu vernehmen.

Der Richter aber ergötzte sich wollüstig an der schönen jungfräulichen Gestalt, betrachtete sie lange, und rief endlich in hämischer Freude: „Das Mädchen soll, ehe sie zum Tode geht, meinen Gladiatoren — die waren der niederste Soldatentrupp — zur Unterhaltung dienen!"

Die Christen klagten und weinten, als sie solches hörten. Gott wandte das Auge von der ruchlosen Schaar. Aber er verließ die jungfräuliche Heldin nicht. Mit der Kraft eines wunderbaren Anstandes schaute sie im Kreise herum durch die Rotte der Frevler, die voll lüsterner Gier das tödtende Auge auf ihre blühende Unschuld warfen. Und in der Mitte dieser rohen Menschen sank sie nieder auf ihre Kniee, und betete mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele: „Herr, rette mich und meine Jungfräulichkeit!"

Und in dem Augenblicke, als die schändlichen Wüstlinge über sie herfallen wollen, beseelte sie Gott mit einem rettenden Gedanken. Sie sah unter den Soldaten einen Jüngling, der noch blühend schön, von den Banden der ersten Verführung umstrickt zu sein schien. Auf diesen eilte sie zu, warf sich in seine Arme, und flüsterte: „Ich will dein sein, wenn du mich von deinen rohen Genossen befreiest!"

Der Jüngling freute sich der schönen Beute, und mit keckem Arme bahnte er der Jungfrau eine Ausflucht aus so schrecklicher Gefahr.

Nun aber, wie sie allein war mit dem Verführten, dankte sie ihm mit himmlischer Verklärtheit für die Rettung ihrer Unschuld, stellte ihm das Leben seiner Verführer dar, wie es war, in den schwärzesten Farben, malte voll Lieblichkeit den Gotteslohn, der seiner harre, wenn er den Pfad der Tugend und Reinheit wieder betrete, und warf sich endlich zur Erde nieder, unter hervorstürzenden Thränen für seine Seele betend. — Staunend sah der Jüngling auf die Jungfrau nieder. Tief in seinem Innern kämpften die heiligsten Gefühle mit seiner Sinnlichkeit. Da sandte ihm der Himmel einen Strahl von göttlicher Heldenkraft. Er siegte in dem großen Kampfe. Thränen rannen über seine Wangen. Voll Ehrfurcht nahte er sich der Jungfrau, küßte im stummen Danke ihre Hand, mit der sie ihn segnete, eilte hinweg, und — ward ein Christ.

Als der Richter dieß vernahm, entbrannte er vor Wuth, und schwur bei seinen Göttern, daß er sich an den Schmeichelworten der Christin, mit denen sie einen seiner tapfersten Soldaten verführt, auf's Fürchterlichste rächen wollte. Er gab der Wache Befehl, sie alsogleich aufzusuchen, und in's Amphitheater zu schleppen, wo der jungfräuliche Körper den wilden Thieren zum Fraß vorgeworfen werden sollte.

Alles Volk von Cäsarea mußte sich zu diesem Schauspiele versammeln. — Marciana wurde herbeigeführt, und wie sie in Mitte des Schauplatzes stand, öffnete man den Zwinger — und ein rüstiger Löwe sprang wie wüthend hervor, daß Viele der Zuschauer, denen noch ein Funke von Gefühl im Herzen glimmte, das Auge von der Schauer erregenden Szene wandten. — Aber der Löwe ging an ihr vorüber, und berührte sie nicht.

Voll Mitleid und Bewunderung rief nun alles Volk: „Ihr Richter und Soldaten gebt die Jungfrau los!"

Aber ein Jude, mit Namen Burdarius, dem der Haß gegen die Christin aus den tiefen Augen flammte,

flüsterte dem Richter zu: „Wollt ihr euch beschämen lassen von dem Volke? Verschlossen im Zwinger habt ihr noch andere reißende Thiere! — Oeffnet — und wenn auch diese so sanft, wie jener Löwe sind — so mag sie unversehrt vom Platze gehen!"

Der Richter winkte. Da öffneten sich mit einem Male zwei Eisengitter. Aus dem einen stürzte ein Tieger, aus dem andern brüllend ein Leopard hervor — und im Augenblicke lag die Jungfrau, die bis zum letzten Odem im Gebete kniete, todt unter ihren Klauen.

Während die Thiere fraßen an der zarten Leiche, zogen schwarze Gewitterwolken, die sich am westlichen Saume des Himmels gesammelt hatten, Nacht verbreitend herauf gegen Cäsarea, und lagerten sich gerade über dem Hause des grimmigen Juden. Ein Todesblitz zuckte durch die Luft, und Donner auf Donner krachte am Himmelsgewölbe. Das Volk wogte heulend in den Straßen durch einander, und bis zu des Juden Ohren drang das Geschrei: „Das Haus des Burdarius ist zusammengestürzt; und unter seinem Schutte liegt Weib und Kinder begraben."

Der Jude erzitterte und erblaßte. Er eilte hinweg, ohne Rast und Ruhe. Und über der Ruine seines Hauses faßte ihn der Rächerarm der Verzweiflung. Fort trieb es ihn aus Cäsarea von Thal zu Berg und durch die dichtesten Wälder, bis er, ohne daß er es wußte, an der Stelle war, da die heilige Jungfrau als Siedlerin gelebt. Hier wüthete er drei Tage und drei Nächte. Dann rannte er mit schauerlichem Klagegeschrei das Haupt an die schroffen Felsenspitzen, und enthauchte röchelnd seinen Geist.

Raben und Adler flogen aus der Luft, und verzehrten seines Körpers Aas bis auf die Beine.

Zehnter Januar.

Paulus,

der heilige Ureinsiedler in der Thebais.

In der Tiefe der thebaischen Wüste erhob sich vor uralter Zeit ein schroffer Felsen hoch in die Lüfte, und bildete durch die Krümmung seines Hauptes, das sich vom Aufgange der Sonne niederbog gegen den Untergang, ein großes Thor vor einer dunkeln Höhle. Innen ging der Raum weit auseinander, und ließ den blauen Himmel durch die breitlaubigen Zweige eines großen Palmbaumes, der in der Mitte stand, herniederschauen. Hier und dort waren Oeffnungen in den Felsen eingehauen, und darinnen lagen versteinerte Handwerkszeuge, die verriethen, daß einmal Menschen da gewesen. Zunächst an dem Palmbaume aus niederem Gestein rollte eine Quelle mit süßem Wasser, das aber bald wieder unter der Erde sich verlor.

Da unten sollen Falschmünzer zu der Zeit, da der römische Antonius bei der stolzen Frau Kleopatra am Nile sich aufgehalten, ihre Werkstätte festgesetzt, und lange ihr betrügerisches Unwesen geführt haben. So lauten die ältesten ägyptischen Sagen.

Aber die heilige Sage führt uns hinein in das Jahr 250 nach des Herrn Geburt. Damals kniete in dieser Felsenhöhle, ferne von Menschen und menschlichem Getriebe, ein frommer, heiliger Mann im langen silbergrauen Barte, und sann und lebte in süßer Betrachtung des Ewigen.

Paulus war der Name des Frommen, der als der erste Siedler in dieser menschenleeren Wüste wohnte.

Ein unbekanntes, entlegenes Dorf in Unterägypten, war sein Heimathland. Dort hatte ihn eine fromme Mutter geboren, und ein reicher, aber braver Vater in jeder Wissenschaft des Alterthums unterrichten lassen. — Noch war er kaum fünfzehn Jahre alt,

da nahm der Tod ihm die geliebten Eltern, und er stand mit seiner Schwester, die ihm noch geblieben war, verwaist und traurig, und sah bang weinend in die Zukunft seiner Tage. — Die Nachbarn, die ihn als sanften, sittsamen und gottesfürchtigen Jungen kannten, hatten das größte Mitleid mit seiner Trauer, und halfen ihm sein reiches Erbe verwalten, während er sich im Stillen der Ausübung christlicher Tugenden befliß.

Bald darauf heirathete seine Schwester, und die ererbten Güter zerfielen in zwei Theile. Aber sein Schwager dachte nicht edel und recht. Er warf ein lüsternes Auge auf die zweite Hälfte des ererbten Gutes, und sann Tag und Nacht auf eine schickliche Gelegenheit, wie er sie im Scheine des Rechts an sich ziehen könnte.

Diese Gelegenheit ergab sich auch nach kurzer Zeit. Kaiser Decius erregte durch sein ganzes Land eine grausame Christenverfolgung. Der junge Paulus, sich noch nicht kräftig genug fühlend zum Kampfe gegen den Unglauben und zur Erduldung martervoller Qualen, floh aus seinem Hause, und verbarg sich in einem entlegenen alten Maierhofe am Saume eines Waldes. Dieß erfuhr der Gatte seiner Schwester und ging zum Richter, es zu offenbaren. Die Schwester aber, die mit all ihren zartweiblichen Thränen das harte Herz des Mannes zum Mitgefühle nicht bewegen konnte, hatte schon eher in der Stille einen Boten nach dem Maierhofe gesandt, den verborgenen Bruder zu ermahnen, er sollte auf der Stelle in die Wüste fliehen.

So war Paulus nach langem mühsamen Wandern und Steigen bei dieser Felsenhöhle angekommen. Da er hier das Plätschern des süßen Bornes hörte, und den großen Palmbaum seine Aeste ausbreiten sah über die Höhle — gefiel es ihm. Ein fester heiliger Entschluß, hier zu bleiben, selbst im Grabe hier, durchschauerte mit himmlischer Einladung seine Seele. Er trat hinein, und weihte auf seinen Knieen den feierlichen Ort zum nunmehrigen Aufenthalte.

Die Quelle gab ihm seinen Trank, die Frucht des Palmbaumes war seine Nahrung, und mit den breiten Blättern desselben bekleidete er sich. In Gott zurückgezogen stand die Welt mit ihren Menschen, für die er zum Himmel flehte, nur in leiser Rückerinnerung vor ihm. Er lebte täglich und stündlich in der süßen Freude der inneren Beschauung seiner Selbst und des Göttlichen.

In seinen Erholungsstunden, da er aus der Höhle trat, ergötzte er sich an der Zahmheit der Thiere, die, weil sie noch nie gejagt worden, seine Nähe nicht im Geringsten scheuten. Junge Löwen trieben um ihn herum ihr munteres Spiel, und die Vögel der Luft flogen hernieder, und speisten mit ihm von Einer Frucht.

Viele Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorüber gegangen. Während dieser Zeit hatte er sich immer nur von den Früchten des Palmbaumes genährt. Nun aber fing dieser seines Alters wegen an zu dorren, und gab dem Eremiten keine Nahrung mehr. Er hungerte schon mehrere Tage, und wußte nicht, was er in Zukunft beginnen sollte. Nun warf er sich in seiner Höhle auf die Kniee nieder, und betete zu Gott um Hilfe. Und siehe, da er sich erhob, und hinaustrat in's Freie zu dem Quadersteine, auf dem er gewöhnlich seine Frucht verzehrte — hörte er einen Raben, der von seiner Tischgesellschaft war, und den er während dieser Tage vermißt hatte, von einem Aste des Palmbaumes hernieder krächzen. Er trat hinzu, und winkte dem Vogel mit freundlicher Geberde. Dieser flog sogleich hinab, und legte aus seinem Schnabel ein Gerstenbrod auf den steinernen Speisetisch.

Wie der fromme Siedler dieß gewahrte, flossen häufige Thränen des Dankes zum Himmel über seinen ehrwürdigen Silberbart. Er kniete am Eingange der Höhle nieder, und verrichtete sein frommes Gebet. Dann aber genoß er in seliger Heiterkeit die neue Speise. — Und von an — so lautet die fromme

Sage — brachte der Rabe täglich zur bestimmten Stunde dem heiligen Alten ein Gerstenbrod.

Das hundert und dreizehnte Lebensjahr umfing nun bereits, nachdem er in immer gleichfrommer Weise fortgelebt, die morschen Schläfe des gebeugten Greises. Er fühlte in seinen zitternden Gliedern das Winken des Todes nach der kühlen Erde. Da wurde es ihm schwer im Herzen, und er sprach bei sich: „Wer wird mir das Grab bereiten in dieser öden Wildniß? Kein Mensch, seitdem ich hier wohne, ist bis in diese dunkle Tiefe der Wüste eingedrungen!"

Und unter solchen wehmüthigen Gedanken schlief er ein. Da hörte er im Traume eine Stimme also zu sich rufen: „Paulus, ich sende dir einen heiligen Mann. Er wird vor deiner Höhle klopfen, die du ihm öffnen sollst. Antonius ist der Name meines Dieners, der zu dir kommt. Er wird dir das matte Auge schließen, deine Leiche in den Mantel des Bischofes Athanasius hüllen, und dich begraben, damit du ruhig schlafest unter der Erde, bis ich auch deinen Leib heimhole in mein Reich!"

Paulus erwachte wieder — und kaum hatte er sich erholt von seinem freudigen Erstaunen — da hörte er dreimal vor die Thüre seiner Höhle klopfen. Und eine tiefe Stimme von außen vernahm er, die zu ihm rief: „Oeffne, der du da drinnen wohnest! Du kennest mich; du weißt, woher ich komme, warum ich dich suche, und wer mich hieher beschieden. Wohl fühl' ich tief in meiner Seele, daß ich nicht werth bin, dein Angesicht zu schauen. Aber weil du dich der Thiere der Wüste stets mitleidig hast erbarmt — so wirst du auch mich nicht trostlos von dir stoßen!"

Und der Greis in der Höhle drinnen rief hinaus: „Was soll ich dich flehen lassen ohne Erbarmen? Komm herein, wer du auch immer seiest. Und doppelt willkommen sollst du mir sein, wenn du der Mann bist, mir von Gott gesandt!"

Mit diesen Worten entriegelte er die Thüre und

— Antonius stand vor ihm. „Du bist Paulus!“ rief dieser; und Jener rief: „Du bist Antonius!“ Und Beide lagen sich in diesem Augenblicke, wiewohl sie sich zum ersten Male sahen in ihrem Leben, vor Freude weinend in der herzlichsten Umarmung.

Dann setzten sie sich nieder auf die steinerne Bank. Und Antonius erzählte: „Der Herr hat mir dein Angesicht im Traume gezeigt, als ich einmal in den hochmüthigen Gedanken eingeschlafen, ich sei der Frömmste in der ganzen Wüste; und hat zu mir gesprochen: „Antonius, den ich dir zeige, der ist viel würdiger, als du. Mache dich auf mit Tagesanbruch, nimm den Reisestab, und ziehe in die Tiefe der Wüste, meinen frommen Paulus aufzusuchen; ich will dich sicher dahin geleiten.“ Ich machte mich alsogleich auf den Weg, und zog bald rechts bald links über Thal und Berg seit vielen Tagen, und weinte oft, weil ich deinen Aufenthalt nicht finden konnte, und betete zum Herrn, der seine Leitung mir versprochen. Da ging auf einmal aus einem Gebüsche eine junge zahme Löwin auf mich zu, und zeigte mir den Weg zu dieser Höhle. Erst, da ich das Lichtlein deiner Lampe flimmern sah durch die Palmenzweige — hat mich das treue Thier verlassen.“

„Auch dich hat mir im Traume der Herr gezeigt;“ erwiederte Paulus: „und deinen Namen mir geoffenbart. Aber, mein lieber Bruder, wen siehest du nun vor dir? Was bin ich, den du unter Mühe und Angst gesucht? Ein alter Mann mit greisen Haaren und mit schwachem Leibe! Eine morsche, irdische Hülle, die bald zur Erde zurückkehren wird, aus der der ewige Schöpfer sie genommen! — Doch, mein Antonius, erzähle mir: wie geht es im menschlichen Geschlechte? Gefällt sich die sündige Welt noch immer in der Verehrung der Götzenbilder? Wer regieret die Völker? Plagen sich die Menschen stets noch um das Irdische?“

So fragte Paulus; und Antonius wollte zu

erzählen beginnen, da krächzte der Rabe auf dem Palmenaste, und flog herab, und brachte noch so viel Gerstenbrod zum Mittagsmahle, als gewöhnlich.

Antonius staunte. Aber Paulus sagte lächelnd: „Komm, Freund, wir wollen Mittag halten! Gott selbst schickt uns das Mahl. So sendet mir seine Allgüte schon durch eine lange Reihe von Jahren durch diesen Vogel meine Nahrung. Und heute, da ich einen so lieben Gast bekommen, sendet er mir das Doppelte.“

Darauf sanken die Frommen nieder auf ihre Kniee, und dankten dem Allgeber. Nach geendigtem Gebete aber setzten sie sich zum nahen Quell, und hielten ihr Mahl in brüderlicher Liebe und Unterredung.

Wie aber die Nacht hereinbrach, fingen sie an zu beten; und da der Morgen graute, lagen sie noch auf ihren Knieen. Nun sagte Paulus mit schwerer Stimme zu Antonius: „Bruder, bald wird mein Stündlein schlagen! Darum hat der Herr dich hergeleitet, daß du mir den letzten Bruderdienst erweisest. Geh', Antonius, und hole den Mantel, den Athanasius dir geschenkt. Er wird dir dazu dienen, meinen Leichnam einzuhüllen.“

Antonius staunte, wie der Greis dieß wissen könne. Aber Paulus erwiederte lächelnd: „Der mir deinen Namen genannt — hat mir auch dieß geoffenbart.“

Darauf küßte Antonius des Greises Aug' und Hand, und eilte, so schnell er konnte, zurück nach seinem Kloster. — Da gab er seinen Brüdern, die ihn fragten, wo er gewesen, voll Begeisterung die Antwort: „Noch ist es Zeit, daß ich schweige. Aber so viel sollt ihr wissen: Ich bin ein elender Sünder, und nicht würdig, Gottes Diener mich zu nennen. Aber in der Tiefe der Wüste hab' ich Elias gesehen und Johannes den Täufer!“

Und mit diesen Worten eilte er wieder aus dem Kloster, Athanasius Mantel unter dem Arme, der tiefen Wüste zu.

Beinahe hatte er das Ziel seines Weges schon erreicht — da hörte er auf einmal himmlische Töne durch die Lüfte klingen; und es war ihm, als singe man den Gesang:

„Ihr Engel und Heiligen, schließet auf!
Wir nahen, wir nahen mit Freuden!
Wir tragen die himmlische Seele hinauf,
Entbunden der irdischen Leiden!“

Eine heilige, Schauer erregende Ahnung erfüllte sein ganzes Herz. Trauer und Freude waren gemischt unter seinen häufig fließenden Thränen. Und so schnelle seine alten Füße konnten, strebte er nach dem Ende seiner Reise.

Müde und triefend vom Schweiße kam er bei der Höhle an. Und wie er hineintrat, sah er den Greisen Paulus ohne Regung an der Erde knieen, das Haupt neigend gegen den steinernen Betstuhl, und den Rücken gegen den Eingang kehrend. Lange stand er stille, weil er den Heiligen im Gebete nicht stören wollte. Endlich aber trat er näher, und sah das todtenbleiche Angesicht des Vaters. Er hielt die Hand vor dessen Lippen — fühlte aber keinen Athem mehr und kein Leben. — —

Antonius betrachtete lange wehmüthig den Entschlafenen, und erinnerte sich voll tröstender Ruhe an den himmlischen Gesang, den er aus den Lüften vernommen. „Damals,“ redete er den entseelten Greisen an, „damals ist deine Seele von dir gegangen. Ein Engelchor muß es gewesen sein, der dich heimgeholt in's ewige Vaterland!“

Dann wickelte er die Leiche in den Mantel, den er mit sich gebracht, und ließ sie, die Hände über der Brust gefaltet, drei Tage ruhen in der Höhle.

Als er aber am vierten Tage das Grab machen wollte, wußte er sich nicht zu helfen; denn er hatte keine Spathe, um die Erde aufzuwühlen. Traurig und sinnend saß er vor dem Eingang in die Höhle. — Da kam die junge Löwin, die ihm einst das Geleit

gegeben, mit einer ihrer Gespielinnen des Weges traurig daher geschritten bis unter den Palmenbaum der Höhle, und beide fingen nun an, mit ihren Krallen die Erde aufzulockern, bis es ein Grab wurde. Dann sahen sie nach der mantelumhüllten Leiche, gaben durch dreimaliges Brüllen ihren Schmerz zu erkennen, und kehrten langsam auf dem nämlichen Wege zurück, auf dem sie gekommen.

Antonius, der ihnen staunend zugeschaut, trat nun weinend zum Leichname, hob ihn auf seine Schulter, und begrub ihn unter dem alten Palmbaume.

Wie er zurückkam in sein Kloster, wies er seinen Brüdern das Palmengewand des verstorbenen Greises, und fragte: „Wollt ihr wissen, wem dieß gehörte? Der ist's, den ich Elias, den ich Johannes nannte. Ich habe Paulus im Paradiese gesehen!"

Und unter Rührung und Thränen erzählte er, was sich zugetragen. — Das Palmengewand aber bewahrte er als das heiligste Andenken von dem frommverstorbenen Greisen sorgfältig in seiner Zelle, und hüllte sich nur darein, wenn man zu Ostern und Pfingsten in die Matutine ging.

Eilfter Januar.

Leucius,

der heilige Bischof von Brundusium.

Euprescius und Eufrodistia waren zwei edle, gottesfürchtige Eheleute. Sie lebten um die Zeit, da der Kaiser Theodosius herrschte über das große Römerreich, zu Alexandrien, und beschäftigten sich vor Allem mit der frommen Erziehung ihres einzigen Kindes.

Es war ein Knäblein, mit Namen Leucius. Die Anlage zu allem Guten, das Verlangen nach christ-

licher Bildung in Herz und Geist war dem Knaben von seinen braven Eltern angestammt. Die heilige Andacht, mit der er in der Versammlung der Christen kniete, das zarte Mitleid, mit dem er die Gaben, die seine Eltern bei festlichen Veranlassungen ihm bescherten, unter die Armen und Nothleidenden vertheilte, die Liebe seines jugendlichen Gemüthes, die alle seine Mitmenschen brüderlich umfing, und der schnelle Fassungsstrahl seines aufblühenden Geistes, der sorgfältig Allem nachforschte, was zu einem vollendeten Gedeihen seiner Anlagen beitragen konnte — hatten die bewundernden Blicke eines Jeden nah' und fern auf sich gezogen, und von Mund zu Munde ging die Sage: „Euprescius Sohn wird aufgehen als ein hellleuchtender Stern für die christliche Zukunft!"

Und so geschah es auch. Bis zu seinem hohen Greisenalter war er der Glanz der Christen jener Zeit.

Die heilige Sage zeigt uns den Frommen in seinem siebenzigsten Jahre als Bischof von Brundusium. Dort predigte er den Heiden Christus Lehre mit einer Heldenkraft, die man sich bei seinem hohen Alter menschlich nicht erklären konnte. Wo er hinkam, wo der Honig seiner Worte floß, kehrten sich die Menschen zu dem gottverkündenden, beseligenden Glauben. Selbst durch die Schaaren der Krieger drang die Macht seiner Rede, und — Armalno, der oberste Feldherr von Brundusium mit sieben und sechzig seiner höheren Kriegsgenossen trat ehrfurchtsvoll in die göttliche Halle des Christenthums.

Da erhob sich ein großes Aufsehen durch ganz Italien. Die Götzenpriester fingen an zu schmähen, und verkündeten durch alle Straßen, die Götter droheten mit allgemeiner Rächerstrafe, wenn von Gericht aus diesem Unwesen nicht gesteuert würde.

Dieß bewog Antiochus, den Statthalter von Brundusium, den greisen Christusverkünder zur Verantwortung vor den öffentlichen Richterstuhl zu rufen.

Leucius erschien in bischöflichem Gewande; Todes-

stille hielt die Tausende und Tausende von Zuschauern im großen Richthause gefesselt, als der Heilige, ein heiteres Lächeln um seine Lippen, freundlich durch die Reihen schaute. — Der Statthalter wandte sich zu ihm, und fragte mit lauter Stimme: „Wie kannst du das verantworten, was du seit Jahren hier in Brundusium und durch ganz Italien verkündet und gethan? Von wannen bist du gekommen? Und warum verehrst du nicht die Götter deiner Landsleute? Sprich! Ich gewähre dir freie Rede, so wahr ich auf dem Richterstuhle sitze von Brundusium!"

Und Leucius öffnete den heiligen Mund, und begann zu reden: „Alexandrien ist meine Vaterstadt. Ich war ein Knabe von zehn Jahren, da ich meine Mutter zu Grabe begleiten mußte. Des irdischen Lebens müde, verkaufte mein frommer Vater alle seine Güter, gab den Erlös den Armen, und zog mit mir in eine niedere Zelle des Klosters vom heiligen Hermes, wo mein junges Gemüth gar bald von der süßen Liebe zur stillesten Einsamkeit umfangen, und mein Geist durch das Beispiel der frommen Mönche für die Tugend entflammt worden."

„Gott segnete meinen Eifer und mein Leben — und da ich kaum dreißig Jahre alt war, ernannten mich die Klosterbrüder zu ihrem Vorsteher. Aber ich fühlte die Unmündigkeit meiner Jugend bei so schwerem Amte, schlug die heilige Würde aus, und zog mich noch tiefer zurück in die Verborgenheit des Klosters, meinen jungen Geist zu sammeln für eine Zeit, da ich mit Heldenmuth den wahren Glauben verbreiten sollte durch die zahllosen Schaaren der unglücklichen Heidenstämme."

Wie Leucius dieß redete, sah er voll himmlischen Liebreizes über die Versammlung hin, und erhob seine beiden zitternden Arme, als wollte er sie segnen. Viele unter dem Volke trockneten sich Thränen der Rührung aus den Augen.

Da fuhr er zu reden fort: „Bald darauf berief

mich die Kirche von Alexandrien an die Stelle eines Chorbischofes. Auch dießmal wollte ich, immer noch die Schwäche meines Innern fühlend, so hoher Würde entsagen. Allein Gehorsam gegen die, so mich ernannten, war mir Pflicht — ich mußte gehen."

„Im Gebete zu Gott lag ich dem wichtigen Amte ob mit der ganzen Kraft, die mir der Herr gegeben, und voll unverdrossenen Eifers bemüht' ich mich Tag und Nacht, die Heiden und Sünder zu bekehren. Aber Saturnin, der Statthalter von Alexandrien, war meinem Wort und Wandel grimmig feind, und strebte meuchelmörderisch nach meinem Leben!"

Da erschien mir einstmals, als ich nach mitternächtlichem Gebete sanft entschlummert, ein glänzender Himmelsbote, nahm mich freundlich bei der Hand und sagte: „Leucius, warum weilest du noch länger unter diesen Menschen, die deiner Lehre spotten? Mache dich auf, und ziehe gen Italien! Dort wohnen noch Unzählige von Heiden. Aber sie sind nicht verstockt, wie diese da — du wirst dich unter ihnen mancher schönen Seele, die du dem Herrn gewinnst, erfreuen können. — Mache dich auf — ich will dein Geleitsmann sein, und dich über Otranto führen nach Brundusium!"

„Ich gehorchte der Gottesstimme, und kam zu euch, ihr Brüder. Und siehe, meine schwere Wanderung hat der Herr mit reichlichem Segen mir belohnt. Schon viele Hunderte aus eurer Mitte strahlen im Lichte des wahren Glaubens. Und euer Feldherr selbst hat sich in die segnenden Arme des Christenthums geworfen."

Da Leucius also sprach, trat — Armalno mit seinen sieben und sechzig Genossen aus der Versammlung vor den Richterstuhl, und bekannte laut und unerschrocken seinen Glauben.

Und der Bischof fing auf's Neue an zu reden, schilderte mit so hoher Begeisterung das Göttliche des Christenthums, und lud die Versammelten mit so

unbeschreiblicher Freundlichkeit zu sich ein, daß kein Auge trocken war in der weiten großen Runde. — Selbst Antiochus stand sinnend und in sich gekehrt über dem Richterstuhle, bis endlich die Kraft Gottes in sein Herz sich senkte, die Zweifel hinausriß aus der gerührten Brust, und ihn hinunterführte vor die Füße des begeisterten Bischofes, der in heiliger Freude ihn segnete. — Alles Volk ahmte das Beispiel seines Obern nach, und in der kürzesten Zeit zählte Brundusium und seine Umgegend sieben und zwanzig tausend Christen.

Leucius ward ihr Oberhirt. Die große Gemeine gedieh immer schöner und schöner unter der Leitung des frommen Greises.

Nun aber nahte sein Todestag. Voll sehnlichen Verlangens nach dem ewigen Vaterlande, und in der Freude, dem Dienste des Herrn fortan gelebt zu haben, entschlief der Heilige in jener Mitternacht, in der des Engels Erscheinung sich jährte.

Dreißig Tage lang trauerten im tiefsten Leide um ihren verlorenen Hirten die verwaisten Christen von Brundusium.

Zwölfter Januar.

Arkadius,

der heilige Martyrer.

Die Abendsonne tauchte unter hinter den mauretanischen Hochgebirgen, und warf ihre letzten goldenen Strahlen wiederspielend auf die Zinnen der Paläste von Cäsarea.

In einem Zimmer seines Hauses, durch dessen große Fensterbögen er die Aussicht nach dem mittelländischen Meere gewann — ruhte Arkadius, Einer der angesehensten Bürger der Stadt, das düstersinnende Haupt in der Rechten haltend. Neben ihm saß

ein naher Verwandter, den er von Jugend auf in seinem Hause gehalten hatte.

Lange herrschte in dem Gemache ein tiefes Schweigen. Endlich unterbrach der Freund die Stille, und sagte, indem er nach dem Getümmel auf den Straßen horchte: „Hörst du, Arkadius, das Toben der heidnischen Menge. Kaiser Diokletian hat an unsern Statthalter neue schreckliche Befehle und Vollmachten zu grenzenloser Christenverfolgung ergehen lassen. Die Schergen und Henker rennen, wie wüthend, durch die Straßen, und wenn sie Einen sehen, auf den sie Verdacht hegen, daß er ein Christ sei — den ergreifen sie, und schleppen ihn gebunden in den Kerker. Kinder und Mütter und Väter, Jünglinge und Jungfrauen und Greise schmachten zu Hunderten dem Martertode entgegen. Auch in des Nachbars Haus sind die Blutdürstigen schon eingedrungen."

Arkadius holte einen tiefen Seufzer aus der Brust, erhob sein thränendes Auge zum Himmel und betete: „Vater deiner Kinder, gib uns Muth und Kraft zum Kampfe!" — Dann wandte er sich zu seinem Freunde und erwiederte: „Auch uns und unsern Glauben werden sie bald entdeckt haben; und ehe wir vielleicht dreimal nur den Aufgang der Sonne sich abspiegeln gesehen in der Meeresfluth, hat uns die Wuth der Heiden unserer Güter beraubt, und in das Elend des tiefsten Kerkers geworfen."

„Man will," sprach der Verwandte wieder, indem er sich eine Thräne vom Auge trocknete, „man will mit trotziger Gewalt den Glauben an Jesus von der Erde vertilgen. Der Kaiser, dieser heidnische Wütherich, soll seinem Statthalter den strengsten Befehl gegeben haben, alle Einwohner der Städte und Dörfer in seinem Reiche aufzuzeichnen, damit man sogleich erfahre, wer aus der Zahl der Anbeter abgehe, wenn man den Göttern Weihrauch zündet."

Arkadius seufzte abermals und betete: „Vater deiner Kinder, gib uns Muth und Kraft zum Kampfe!"

Nun trat der treue Sklave des Arkadius in das Zimmer, und brachte zitternd und todtesblaß die Kunde: Ein Herold habe so eben ausgerufen, alle vornehmen Bürger müßten sich nach Untergang der Sonne im großen Göttertempel versammeln, um das Opferfest zu beginnen. Wen man vermisse, den träfe unter den fürchterlichsten Martern der gewissesete Tod.

Arkadius erschrack — faßte sich jedoch bald wieder, nahm seinen treuen Diener auf die Seite, und entdeckte ihm, was er vorhabe. Zu seinem Verwandten aber sagte er, daß er sich eines wichtigen Geschäftes wegen auf einige Zeit schleunigst entfernen müsse, und floh, so heimlich und still er es vermochte, aus den Thoren der Stadt, an einen einsamen Ort, wo er sich verbergen konnte.

Der Abend brach herein. Es nahte die Stunde zum Götzenopfer. Im Triumph zogen die Heiden in den Tempel. Hinter ihnen führte man auf Wagen die Foltergerüste und Marterwerkzeuge nach, durch die alle Jene grauenvoll gepeinigt werden sollten, die sich dem kaiserlichen Befehle widersetzen, und die Götter nicht verehren würden. Eine schauerliche Stille lagerte sich über alle Straßen hin. Zitternd bei dem Anblicke dieser Marterzeichen und in Todesangst wankten selbst die frömmsten Christen nach dem Tempel, und knieten vor den heidnischen Figuren. — Aber wie man das genaue Verzeichniß derer, die zu opfern bestimmt waren, öffentlich vorlas, fehlte der Bürger Arkadius in ihrer Zahl.

Der Statthalter ergrimmte, und schickte im Augenblicke eine starke Wache nach seiner Wohnung, um ihn herbeizuführen. Hunderte von Soldaten umringten das ganze Haus, sprengten die Thüren, durchsuchten alle Winkel — aber Arkadius war nicht zu finden. — Da ergriffen sie den Verwandten, der sich in's innerste Gemach zurückgezogen hatte, und schleppten ihn vor den Richterstuhl des Statthalters.

„Wo ist Arkadius?“ ward er mit trotziger Stimme

angefahren. — „Ich weiß es nicht!" entgegnete mit Ruhe der Verhaftete: „Er hat in einem wichtigen Geschäfte das Haus verlassen — sonst ist mir nichts bekannt!"

„Das lügst du, Schändlicher!" schrie der Richter, und gab Befehl, den Mann so lange im tiefsten Kerker hungern zu lassen, bis er Arkadius Aufenthalt entdeckt haben würde. Der Unschuldige wurde zur nicht verdienten Strafe abgeführt.

Arkadius lag an dem entlegensten Orte vor der Stadt unter einem Ahornbaume, dessen herabhängende Aeste mit den umstehenden Gebüschen ihn verbargen, auf den Knieen, und betete seit der Zeit, da er aus seinem Hause entflohen, ohne Unterlaß und voll Inbrunst zum Himmel um Schutz vor den heidnischen Verfolgern, oder wenn sie ihn erspähten, um Kraft und Stärke, seinen Glauben zu bekennen, und als ein Held für ihn zu leiden und zu sterben. — Und er fühlte auch bereits voll Ruhe und Heiterkeit in sein Herz die Gnade eingehen, um die er unter Thränen zu Gott gefleht.

Da hörte er plötzlich in seiner Nähe ein Geräusch. Er wandte sich um und sah — seinen treuen Diener vor sich. „Arkadius," redete dieser ihn eilig an: „dein Verwandter liegt um deinetwegen in den Banden des tiefsten Kerkers. Die Heiden haben dich gesucht, und weil sie dich nicht gefunden, muß er die Strafe aushalten, die man dir zugedacht. Obwohl er geduldig leidet, und selbst den Martertod um deiner Freiheit wegen sterben will, so glaubte ich doch, ich müßte dich davon in Kenntniß setzen, damit du dich freuen mögest an der Liebe deines Verwandten gegen dich!"

Kaum hatte Arkadius dieß gehört, so erhob er sich schnell von der Erde, dankte dem treuen Diener für die Kunde, gab ihm noch ein ansehnliches Geschenk, empfahl sich mit einem Blicke zum Himmel Gottes schützendem Arme, und eilte, so gut er konnte, auf

dem geradesten Wege in die Stadt zurück. Der Sklave sah ihm traurig nach. Er konnte ahnen, was den frommen Mann bewog, die Einsamkeit so schnell zu verlassen.

Vor dem Richterstuhle des Statthalters stand Arkadius noch an demselben Tage, und rief unerschrocken und muthig mit lauter Stimme den Soldaten zu, die ihn umringten: „Mich ergreifet, ihr heidnischen Schergen! Ich bin Arkadius!“

Und zu dem Statthalter flehte er: „Wenn du um meinetwegen meinen Freund im Kerker schmachten lässest — so gib ihn los. Ich beschwöre dich bei deiner und meiner Seele, er ist unschuldig! Er hat den Ort nicht gewußt, wo ich mich verborgen gehalten! — Nun aber stehe ich ja selbst vor dir, und du kannst von mir umständlich um meine Person Alles erfahren, was er dir doch nie so genau hätte sagen können.“

Der Statthalter verbiß die Lippen in der grimmigsten Erbitterung, hielt sich jedoch Anfangs zurück, und begegnete ihm mit vieler Freundlichkeit. — Arkadius aber erklärte: „Ich werde auf all deine Fragen nichts erwiedern, wenn ich nicht den Freund mit meinen eigenen Augen in Freiheit sehe.“

Der Gefangene wurde vorgeführt — und im Augenblicke lagen sich die beiden Anverwandten in der zärtlichsten Umarmung. Nun sprach der Richter mit schmeichelnder Ueberredungskraft: „Beiden will ich gerne verzeihen, will euch königlich beschenken, und die Freiheit wieder geben, wenn ihr unter den Opferern im Tempel euch einfinden wollet.“

Allein Arkadius erwiederte: „Was fällt dir ein, o Richter, ein solches Anerbieten mir zu machen? Es scheint mir fast, du kennest die wahren Christen nicht, weil du glauben kannst, sie zittern vor dem Tode, und verrathen ihre Pflicht aus Furcht vor euren Foltern. Ich aber will es dir sagen: Jesus Christus ist mein Leben, das ich neu gewinne durch mein Sterben. Er-

sinne Qualen, wie du kannst. Du sollst nie erfahren, daß ich meinem Gott untreu werde."

Der Richter erhob sich in grimmiger Wuth, und winkte seinen Schergen. Sie schleppten die gräulichsten Foltergerüste herbei. Hohnlächelnd rief Jener: „Sieh her, Christ! diese werden dich sicher bewegen, deinem Gott die Treue abzuschwören." — Allein Arkadius achtete nicht seiner Worte, und fragte ganz gelassen: „Willst du, Richter, daß ich mich entkleiden soll?"

Noch fürchterlicher rasete nun der Statthalter, weil er glaubte, des Christen Ruhe sei erzwungener Trotz. Er zitterte vor Zorn am ganzen Leibe, und gab den schrecklichen Befehl: „Henker, was ihr als das Martervollste je ersinnen könnt, das übt an diesem Frevler aus! Ihr müßt ihn also martern, daß er jede Minute den Tod vor sich sehen, aber immer umsonst nach ihm seufzen soll!"

Kaum hatte der Wütherich den Befehl gegeben, so warfen die Henker in der zügellosesten Freude den Heiligen auf die Erde nieder, nahmen ihre scharfen, zweischneidigen Messer zur Hand, und lösten mit der langsamsten Kaltblütigkeit ein Glied nach dem andern vom Leibe des armen Dulders. — Er aber blickte unter den unsäglichsten Schmerzen hinauf zum Himmel und rief: „Herr Gott, ich bete allein zu dir, und um dich zu verherrlichen und deinen Eingebornen leide ich diese Qualen. Sende mir deine Kraft und Gnade, damit ich bei jedem neuen Verluste eines Gliedes deiner himmlischen Freuden würdiger erscheine!"

Viele vom anwesenden Volke entsetzten sich bei dem Anblicke des verstümmelten Leibes, aus dem immer noch der Lebensodem ging. Unter Thränen, die sie voll Mitleid ihm weinten, scheuten sie sich nicht, öffentlich zu bezeugen, solche beispiellose Standhaftigkeit und Geduld müssen aus göttlicher Quelle fließen.

Wie aber der sterbende Heilige in manchem Auge eine Mitleidsthräne glänzen sah, wandte er sich zum Volke und rief, so laut er es vermochte: „Ihr Alle,

die ihr mich bluten sehet, lernet hier, daß die irdischen Qualen nichts sind für den, der in des Himmels glückliche Zukunft schaut. Ich beschwöre euch vor meinem Tode, laßt ab von eurer heidnischen Verehrung! Denn eure Götter sind keine Götter! — Ein Sterbender ruft es euch zu im letzten Augenblicke seines Lebens: Es ist nur Ein Gott, für den ich leide und verblute! Sterben für ihn, gibt ewiges Leben! Für ihn leiden, gibt Seligkeit! Brüder, höret mich, ich ruf' es noch einmal: Laßt ab von eurer heidnischen Verehrung!"

Und Mancher zitterte vor der Kraft der Rede dieses Sterbenden, ging hinweg, und bekehrte sich.

Das Blut des Heiligen floß nun in Strömen auf die Erde, denn alle seine Adern hatte das Henkermesser durchgewühlt. Durch seine Nerven zuckte der letzte Lebensstrahl. Er fühlte den ersehnten Tod in seiner Nähe. Da öffnete er noch einmal die Lippen zum Gebete, kehrte den Blick nach dem blauen Himmelsgewölbe, aus dessen Freundlichkeit der ewige Vergelter auf ihn niedersah und flehte: „Mein Herr und Heiland, zu dem ich nun bald kommen werde, nimm sie hin meine zerstreut liegenden Glieder zum wohlgefälligen Opfer! Einstmals, wenn die Menschen hervorgehen aus ihren Gräbern, wirst du sie mir schöner wiedergeben!"

Und wie er so gebetet, neigte er das Haupt zum Herzen — und verschied.

Erschüttert standen selbst die rohesten Heiden vor der verstümmelten Leiche, betrachteten sie noch lange, und kehrten endlich unter allgemeinem Stillschweigen sich hinweg.

Da aber keine lebende Seele mehr weilte an diesem Orte des Schauers, kam der Verwandte des Arkadius mit einigen seiner Freunde und dem treuen Sklaven, weinte die Thränen der tiefsten Trauer über ihn, sammelte die gelösten Glieder, und gab sie sammt dem Körper der Graberde von Cäsarea.

Dreizehnter Januar.

Veronika,

die heilige Jungfrau.

Seit der Vollendung des herrlichen Baues der St. Peterskirche zu Rom wird in diesen heiligen Hallen voll andächtigen Sinnes von den Gläubigen ein Bildniß bewahrt, das, abgedruckt auf die feinste Leinwand, das Antlitz unsers göttlichen Erlösers zu erkennen gibt. Bis aus jener Zeit, da der ewige Mittler den Leidensweg wankte nach dem Todesberge, ging forthin die lieblich tröstende Sage durch die Schaaren seiner demüthig kindlichen Anbeter und Verehrer, dieses Tuch habe er in den Brustfalten seines Mantels getragen, und sich damit den Schweiß und das Blut, das unter den Geißeln der römischen Henker geflossen, vom Angesichte getrocknet.

Jeder der frommen Gläubigen, der eintrat in die geweihten Räume dieses Gotteshauses, mußte beim Anblicke des Bildes von heiliger Ehrfurcht ergriffen werden. Und weil die gottmenschlichen Züge im Antlitze so unverkennbar und unendlich klar jeder tief beschaulichen Seele sich zeigten, so dachten und glaubten die andachtsvollen Christen jeder Zeit, es müsse unser Herr und Heiland so ausgesehen haben, als er auf Erden gewandelt. Daher nannten sie das Bildniß: „Veronika;" das ist: „das wahre Bild!"

Da kniete eines Tages ein armes frommes Weib an den Stufen des Altares vor dem Christusbilde, und betete unter heißen Thränen voll innigster Andacht. Das gute Weib war bis von Binasko, einem Dörfchen, nahe bei Mailand, hieher gewallfahrtet, um im felsenfesten Vertrauen zu dem göttlichen Antlitze ihr Anliegen recht kindlich und aufrichtig am Altare ausschütten zu können.

Und also flehte sie hinauf zum Gottesbilde:

„Mein Herr und Heiland, der du als Mittler und Erlöser hier auf Erden einst gewandelt, der du die Kinder so zärtlich liebtest und ihre Mütter, der du Allen unendlich wohlgethan, o sieh gnädig auf das Bitten und Ringen meiner Hände, und höre das Flehen meiner Lippen. Du weißt, wie friedlich und dir ergeben ich mit meinem lieben Gatten in der einsamen Armuth zu Binasko lebe, und weißt, wie treu und redlich wir uns ernähren von der Arbeit unserer Hände. Du weißt und kennst ja Alles. Auch unser stiller Kummer ist dir nicht verborgen, und die Sehnsucht nach einem lieblichen Kinde, das mir immer noch nicht lächeln will auf meinem Schooße. Göttlicher Geber alles Guten, o laß meine fromme Bitte zu deinem Herzen dringen! Segne uns mit einem Kinde, damit wir es dir und deinem Dienste stets treu erziehen können."

So hatte das arme Weib gebetet. Und als sie sich erhob von den Stufen des Altars, fühlte sie sich unendlich wohl im Innern. Gestärkt und ruhig kehrte sie zurück in ihre Heimath.

Und siehe, der Herr hatte ihr aufrichtiges Flehen nicht verschmäht. Sie gebar zur größten Freude ihres Gatten ein engelgleiches Mädchen, das sie, eingedenk des göttlichen Bildes, vor dem sie gefleht und geopfert, Veronika nannte.

Weil die Eltern durch die Arbeit ihrer Hände nur kärglichen Lebensunterhalt gewannen, so wurde die heranblühende Tochter auch recht arm erzogen, und konnte nicht einmal in die Schule geschickt werden, um Lesen und Schreiben zu lernen. Dafür legten die christlichen Eheleute gleich vom ersten Tage an in das Herz des Kindes einen Schatz, der unendlich weit den Besitz aller irdischen Gaben und Reichthümer übertraf. Dieser höchste Schatz war die kindliche Furcht vor Gott und seinen göttlichen Geboten.

So gedieh Veronika mit jeder Stunde glücklicher in allen schönen Tugenden, welche die bescheidene sitt-

same Jungfrau Gott wohlgefällig und den Menschen zum Musterbilde machen.

Schon frühe fühlte sie einen wunderbaren Drang zur Einsamkeit in sich, wiewohl sie keine der Arbeiten, die man ihr zu Hause oder auf dem Felde zu verrichten anbefohlen, nur im Geringsten je versäumt oder nachlässig vollzogen hätte. — Die Eltern merkten gar bald diesen Hang zu einem stillen, jungfräulich zurückgezogenen Leben; und weil sie ihr Kind schon damals, als sie darum zum Herrn gefleht, ihm aufgeopfert hatten — so ging der Vater eines Tages nach Mailand, und bat inbrünstig im Kloster der Augustinerinnen zu Sankt Martha um die Aufnahme seiner Tochter.

Doch es war ein strenger Orden, und der Vater erhielt den Bescheid, man wolle seine Tochter nehmen, wenn sie zuvor lesen und schreiben gelernt.

Traurig und bestürzt ging er hinweg, und brachte diese Nachricht mit nach Hause. Aber Veronika war von heiliger Sehnsucht nach dem stillen Klosterleben schon zu mächtig angeeifert, als daß diese schwere Bedingniß sie zurückgeschreckt, und sie nicht all ihre Kraft verwendet hätte, um sie zu erfüllen. — Und weil sie den ganzen Tag hindurch den täglichen Lebensbedarf mit Beihilfe ihrer Eltern durch schwere Arbeit verdienen mußte, so brachte sie, wiewohl sehr müde, doch den größten Theil der Nacht in der Lernbegierde zu, mit der sie sich diese Kenntnisse ohne Lehrer eigen machen wollte.

Da ging es ihr denn oft freilich recht hart, wenn sie sann und wieder sann, und so allein nicht in's Klare kommen konnte. Ihre Eltern jammerten in der Stille zu einander, wenn sie die rothgeweinten Augen der Tochter sahen, die oft in der Frühe, wenn Andere erwachten, noch nicht geschlafen, sondern an den langweiligen Buchstaben ihren Geist abgemartert hatte, ohne jedoch schnellen glücklichen Erfolg ihrer Mühe an sich zu gewahren.

Eines Morgens aber stand Veronika voll Freude am Bette der Eltern, weckte diese und rief: „Ich muß nach Mailand! O begleitet mich dahin! Ich will selbst die Oberin zu Sankt Martha sprechen!"

Staunend sahen sich die Eltern an — und wußten nicht, wie ihrer Tochter geschehen sei. Doch gewährten sie ihre wiederholte Bitte, und begleiteten sie in das Kloster.

Demüthig und bescheiden trat Veronika vor die Oberin und bat: „Fromme Mutter, o nehmt mich auf in den Gott geweihten Kreis eurer Frauen!"

„Wohl, meine Tochter," erwiederte die strenge Frau von Sankt Martha: „Hast du gelernt, was ich dich lernen hieß?"

Eine Weile schwieg Veronika, dann aber erzählte sie mit eifriger verklärter Rede: „Erst neulich saß ich um Mitternacht beim düstern Lampenlicht vor meinen Büchern, und mühte mich, wie immer, mit der Erlernung der Buchstaben. Allein es wollte gar nicht gehen. Was ich zu wissen glaubte, vergaß ich wieder. Und wie ich auch zu Gott um Erleuchtung meines Geistes flehte — ich blieb eine unkundige verlassene Lernbegierige. Da fielen die Thränen der größten Unruhe und Verzagtheit aus meinen Augen häufig nieder auf die Erde. Und unter dem oft wiederholten Rufe: „Heilige Jungfrau, bitt' für mich bei deinem holden Kinde!" — entschlief ich endlich eine Stunde nach Mitternacht!"

„Und siehe, die jungfräuliche Mutter, das göttliche Knäblein auf ihrem Schooße, erschien mir in einem himmlisch-freundlichen Traume, neigte sich gar mitleidig zu mir nieder und flüsterte mir zu: „Was bist du so unruhig, meine Tochter? und sinnest nächtlicher Weile nach irdischem Wissen? Es ist genug, wenn du drei Buchstaben kennest! Die aber will ich dich lehren, auf daß du sie nimmermehr vergessest. Der erste ist jene Herzensreinheit, mit der man Gott über Alles, und die Geschöpfe nur in ihm und seinetwegen

liebt. Der zweite ist die Geduld, die niemals murrt, die selbst beim Anblicke der Fehler des Nächsten nicht aufbraust, sondern sie mit Ergebung trägt, und für ihn zum Himmel fleht. Der dritte endlich ist das Gebet, mit dem du täglich das Leiden deines Heilandes tief innerlich betrachtest. — Nun geh', und zeige dich dem Kloster von Sankt Martha!"

Wie dieß die Oberin vernahm, schloß sie voll inniger Freude die zarte Jungfrau an ihre Brust, und stellte sie sogleich ihren Frauen als neue Zöglingin des Klosters dar.

Veronika's Leben war Anbetung Gottes, Abtödtung ihrer selbst, und Menschenliebe bis in ihr zwei und fünfzigstes Lebensjahr, da sie sich dem Tode nahe fühlte.

Und an dem Morgen, an dem sie zum letzten Mal erwachte, und ihre Klostergefährtinnen voll Trauer um sich sah — schwebte ein verklärtes Lächeln über ihre Lippen. Die Versammelten staunten; und die Oberin neigte sich zu ihr nieder und fragte leise: „Wie kannst du fröhlich sein, da wir Alle bei dem traurigen Abschiede von dir in Thränen zerfließen?"

Veronika erhob sich noch einmal und erwiederte: „So eben erwacht' ich aus dem lieblichsten Traume. Die heilige Jungfrau mit dem Gotteskinde ist mir wiederum erschienen, und hat mir himmlisch hold die Worte zugeflüstert: „Veronika, du hast die drei Buchstaben, die ich dir gezeigt, wohl erlernt, und treulich darnach gelebt! Der, den ich auf meinem Schooße trage, hat sie in das Buch des Lebens eingeschrieben! Nun komm, und reiche mir die Hand! Ich führe dich zu ihm!"

Dieß war ihr letztes Wort. Auf ihren Lippen schwebte noch die Verklärung, die es zurückgelassen. Aber der Odem war entflohen.

Die Frauen vom Kloster konnten jetzt nicht mehr weinen. Sie segneten die seelenlose Erdenhülle, und begruben sie zu Sankt Martha in die allgemeine Frauengruft.

Noch jetzt wird der Wallfahrer, der im frommen Andachtsgeiste durch die heiligen Orte von Italien zieht, wunderbar überrascht von der Ehrfurcht, die man in Mailand dieser Heiligen zollt und durch die ganze Gegend.

Vierzehnter Januar.

Die heiligen Mönche vom Berge Sina.

Der volle Mond warf seinen Srahlenglanz majestätisch durch die große Wüste von Arabien. Tiefe Ruhe herrschte durch die Felsen des Sina. Kein Lüftchen wehte, keine menschliche Stimme erscholl. Selbst die Thiere der Wüste, außer der Grabhyäne, die heulend nach Menschenleichnamen ausging, und dem Nachtfalken, der im Mondscheine seinen eigenen Schatten mit gräßlicher Stimme bejammerte, schliefen in ihren Höhlen.

Erst nachdem das Nordgestirn des großen Bären seine Mitternachtsbahn am Himmel überschritten — entstand am Fuße des Sina auf der Seite, wo sein Haupt hinüberschaut gegen Aegypten, ein mannigfaltiges Geräusch durch die lange Reihe der Felsenabhänge. Wilde Menschenstimmen schrieen einander zu. Es waren die Stimmen einer großen streifenden Beduinenhorde. Diese war bei sinkender Nacht auf ihren Jagd- und Raubzügen an den Sina gekommen, und hatte sich müde zwischen den Felsen gelagert, bis der Tag von Osten hereinbrechen würde in die wüste Gegend, und sie um das Gebirge, nach Menschen und Thieren spähend, herumschwärmen könnte.

Hier und dort loderten Wachtfeuer in die Höhe, und beleuchteten mit gräßlichen Purpurflammen, die das brennende Harz der Pinien und Terabinthen so magisch färbte, die nahe liegenden Gruppen von Pferden und Kameelen, von Maulthieren und Dromedaren, unter denen die Weiber und Kinder der Wilden lagen.

Da erblaßte allmählig die Silberscheibe des Mondes, und der Morgen fing zu grauen an. Die Zerstreutgelagerten rotteten sich zusammen, dem Aufgange der Sonne, die sie als ihren höchsten Gott anbeteten, voll Ehrfurcht entgegenharrend. Und als sie heraufstieg über die Spitzen der Berge, erhoben sie ein jauchzendes Geschrei, sprangen und hüpften in der Runde, und schürten die Feuer, daß sie in höheren Flammen brannten. Dann nahmen sie einen Knaben aus ihrer Mitte, schmückten ihn mit wohlduftenden Blumen und Blüthen, schlachteten ihn mit einem zweischneidigen Opfermesser der Sonne, und verzehrten ihn, im Kreise beim festlichen Mahle sitzend.

Wie sie damit fertig, erhob ihr Anführer die Rechte, zum Zeichen, daß er reden wolle. Eine allgemeine Stille trat plötzlich ein und er hub an: „Schon drei Tage, ihr Männer, leben wir von nichts Andern, als dem Opfer, das wir der Sonne bringen. Wir werden zu Grunde gehen müssen, wenn wir nicht bald eine edle Beute, sei es Thier oder Mensch, zu unserm ferneren Lebensunterhalte erjagen. Daher rathe ich den Beherztesten, daß sie mit mir die Schluchten dieses Berges durchsteigen, die Andern aber mit den Weibern und Lastthieren mögen sich hier lagern und warten, bis wir wiederkehren.“

Fünfzig aus der Horde traten zusammen, und schwuren Tod allem Lebenden, auf das sie stoßen würden. Mit Bogen und Pfeil über der Schulter, das zweifachscharfe Messer unter dem Brustgürtel, und die vergiftete Lanze in der Faust eilten sie davon, ihre Jagd zu machen.

Auf der Seite, die in’s Judenland hineinsieht gegen Idumäa, wechselt der Sina romantisch ab mit Felsen und Thal, mit Bäumen, Gebüschen und fetten Auen. — Hier standen zerstreut, je und je dreihundert Schritte von einander entfernt, acht und dreißig Einsiedeleien.

Fromme Mönche, die ihr Leben ganz allein dem Dienste des Herrn weihen wollten, hielten sich schon Jahre lang vor der Verfolgung des Wütherichs Diokletian darinnen verborgen, und alterten bei ununterbrochenem Gebete und fortwährendem Betrachten des Himmlischen. — Keiner sah durch die ganze Woche hindurch den Andern. Nur Abends, wenn die Sonne untergegangen war, und die Dämmerung jeden Blick die Ferne wehrte, saßen sie vor ihren Zellen, und verzehrten stillschweigend ihr Nachtmahl, das aus Kräutern, Wurzeln und fettem Bergmoos bestand.

Am Sonntage aber, und an den Tagen, da ein Fest des Herrn zu begehen war, zogen sie im feierlichen Chore in ihr Gotteshaus, das am Vorhange eines Felsen aus dichten Palmengesträuchen seine Dachung den umherliegenden Siedeleien zeigte, ihre Bewohner freundlich einladend zum Dienste des Ewigen. Hier beteten und sangen sie in frommer Begeisterung die heiligen Psalmen, segneten sich einander, ermunterten sich zur Fortdauer im Guten, entrichteten in stiller Anbetung die göttliche Handlung des neuen Bundes, und kehrten gestärkt und gelabt in ihre Zellen zurück.

Der Morgen, an dem die wilden Beduinen auf ihrer Jagd nach Raub und Mord anlangten auf der Siedlerseite des Sina, war ein Sonntagsmorgen. Der Anführer stutzte, da er die niedern Wohnungen gewahrte, und noch mehr, als er den tiefen Choralgesang vernahm aus dem Gotteshause zwischen den Palmen. Jedoch besann er sich nicht lange, winkte seinen wilden Genossen und drang mit ihnen in rohester Mordlust unter die Betenden bis vor den heiligen Altar.

Sabbas, der Aelteste aus den Mönchen, ein ehrwürdiger Greis, trat ihnen unerschrocken entgegen, und fragte, was ihr Begehren. — Die Beduinen warfen ihre trotzigen, raubgierigen Blicke im Kreise herum — und da sie unter diesen Siedlern nichts als die niedrigste Armuth wahrnahmen, knirschten sie voll In-

grimm mit den Zähnen, und sättigten, weil sie ihren Hunger nicht durch Raub zu stillen vermochten, ihre Rache durch die schändliche Lust nach Mord und Blut. Der Anführer riß den Greis nieder, und stieß ihm das zweischeidige Messer durch das Kinn. Ein Anderer drang von oben auf ihn ein, und bohrte ihm die Lanze durch die Schulter bis in die Tiefe des Herzens. Mit stillen Seufzern zum Himmel um Gnade für seine Mörder drang Sabbas letzter Odem aus der verblutenden Brust.

Aber die Mordgier der Rasenden war noch lange nicht gestillt. Jetzt erst fielen sie mit verdoppelter Wuth über die andern sieben und dreißig Siedler her, schlachteten sie langsam unter den grausamsten Martern. Es schien, daß ihre Lust zu morden sich vermehrte, je häufiger sie das Blut strömen sahen auf der geweihten Erde.

Esaias, der Jüngste unter den Mönchen, war der Letzte, für den sie die grauenvollste Marter ausgedacht. Sie wollten ihn zubereiten zu einer köstlichen Mahlzeit für sich und die Ihrigen, wenn sie müde nach so schwerer Arbeit auf die andere Seite des Sina zurückgekehrt wären. Daher warfen sie ihn nieder zur Erde, und zogen dem noch Lebenden — o Natur, entsetze dich! — mit ihren schneidigen Messern die Haut vom Fleische.

Esaias litt geduldig und ohne Klage. — Aber die Langmuth des allmächtigen Richters im Himmel, der auf die Marterscene niedersah, war erschöpft. Er sandte in dem Augenblicke ein fürchterliches Gewitter herauf gegen die Wüste. Der ganze Sina donnerte, und aus seinen Höhlungen zuckten hundertstrahlige Blitze. Ein Sturmwind jagte den Sand, wie Wolken, durch die Lüfte, und erschütterte die Kirche, wo die gemordeten Mönche lagen, vom tiefsten Grunde. Vom Schrecken gepeitscht, entflohen die Beduinen heulend durch die Klüften des Sina, dessen Wölbungen mit jedem Augenblicke über ihnen zusammen zu stürzen drohten.

Christliche Pilger, die von Aegypten nach Palästina zogen, kamen drei Tage nach diesem schrecklichen Ereignisse hierorts vorüber, und weil ihnen der Ruf von dem frommen Leben der Siedler am Sina zu Ohren gekommen — wollten sie bei ihnen Einkehr nehmen und übernachten. Sie traten in die Zellen ein — und sahen und hörten keine lebende Seele. Aber welch schauerlicher Anblick für sie, da sie die Frommen gemordet in der Kirche fanden.

Am Fuße des Berges gruben sie unter Thränen und Gebeten acht und dreißig Gräber. Darinnen nun ruhen die heiligen Martyrer.

Die Pilger aber brachten die traurige Kunde nach Palästina, von wo aus sie sich durch alle Christenländer verbreitete. — Und bis auf diesen Tag noch gedenkt in Wehmuth und Mitleid jedes fühlende Christenherz der frommen Mönche vom Berge Sina.

Fünfzehnter Januar.

Johannes,

der heilige Klausner.

Unweit von Konstantinopel befand sich um die Zeit, da Kaiser Leo die Römer beherrschte — es war im Anfange des fünften Jahrhunderts — eine Genossenschaft von christlichen Männern, die in mehrere Chöre abgetheilt, Tag und Nacht das Lob Gottes sangen. Man nannte sie Akemeten; das sind Menschen, die nie schlafen.

In einer Abendstunde ging einst an ihrem Bethause, wo sie versammelt waren, sinnend ein Jüngling vorüber. Und da er die frommen Chöre vernahm, blieb er, berührt von dem Strahle heiligen Schauers, stille stehen, und wünschte zu erfahren, was dieß bedeute.

Einer aus der Schaar der Akemeten, der ihn be-

merkte, trat heraus, und grüßte ihn freundlich. — Der Jüngling staunte über die ärmliche Kleidung des Mannes; noch mehr aber über dessen stille Geduld und fromme Heiterkeit im Antlitze — und fragte ihn, wer er sei, und wer seine Genossen seien im Bethause.

Und der arme Mann erwiederte lächelnd: „Wir sind Christen, denen der Geist Gottes das eifrige Streben in das Herz gelegt, sich loszureißen von allem Irdischen, die eiteln menschlichen Kenntnisse zu verachten, in süßer Einsamkeit zu weilen, und da die Stunden des Lebens im Lobe des Herrn zuzubringen, damit wir hier ruhig und heiter dem Tode entgegenlächeln, und jenseits Bürger vom Reiche der ewigen Liebe werden mögen."

Johannes, so hieß der Jüngling, sah lange sprachlos den Akemeten an. Dann fragte er entschlossen: „Wollt ihr mich aufnehmen in eure Genossenschaft, wenn ich euch beschwöre, daß ich schon Jahre lang nach dieser Herzensruhe forsche, die ich in deinem Antlitze glänzen sehe? — Ich habe, so jung ich auch bin, stets mit anhaltendem Fleiße jede wissenschaftliche Bildung mir eigen gemacht — allein ich fand bei all meinem Eifer, bei allem Streben nach den Kenntnissen der Sprachen und Philosophie keine Rast und Ruhe, und dunkel und unaufgelöst blieben die Zweifel in meinem Herzen. Nun ich aber euch gesehen und gehört — wird mir unendlich wohl in meinem Innern. Erbarmt euch meiner Sehnsucht nach Seelenruhe, und nehmt mich auf in euren frommen Kreis!"

Die Bitte des Jünglings ward erhört. Nach strengen Prüfungen, die er voll Demuth und Geduld bestanden, wurde er in Einen der Chöre eingesegnet.

Aber zu Hause jammerten Eutropius, sein Vater, ein Oberster aus dem römischen Kriegsheere, und seine Mutter Theodora halb verzweifelnd um den verlornen Sohn. Boten wurden ausgesandt nach allen Gegenden, eine Spur von dem schon lange Vermißten aufzusuchen — aber Alles war vergebens. Endlich versiegte jede Hoffnung, ihn wieder zu finden, in den aus-

geweinten Herzen der Eltern, die der Kummer beinahe verzehrt hatte. Sie hielten ihn für todt und dachten von nun an nur mehr in trauriger Rückerinnerung der Tage, da er an ihrer Seite gewandelt.

Johannes lebte, gleich seinen Genossen, in Demuth und Verborgenheit, und versank in die Anschauung des Himmlischen, das er sang, so geistig tief, daß er weder der Speise gedachte noch des Trankes, bis die Brüder ihn ermahnten, auch seinen Leib zu pflegen, weil es heilige Pflicht sei, ihn zu erhalten zum Lobe Gottes.

Sechs Jahre vergingen dem Frommen in dieser Lebensweise. Da fing die blühende Farbe seines Angesichtes zu welken an, und seine vollen Jünglingskräfte sanken nieder. Und als die Blätter des Herbstes von den Bäumen fielen, schien es, als dürften die Brüder den Todtenähnlichen gar bald zu Grabe legen.

Wehmüthig traten sie zu ihm, und forschten nach der Ursache seines Leidens. Er weinte und erwiederte: „Die unendliche Sehnsucht nach meinen Eltern zehrt an mir! Allein ich habe mich entschlossen, auch diese Sehnsucht dem Herrn zu opfern, bis ich ausgelitten.“

Sie aber redeten ihm zu und sprachen: „Kehre zurück, Johannes, in deine Heimath und zu deinen Eltern. Es ist dir besser und dem Herrn wohlgefälliger, wenn du bei ihnen lebst in stiller Verborgenheit, als daß du dich hier marterst bis zu deinem Ende!“

Johannes gehorchte dem Rathe seiner Brüder, und verließ mit ihrem Segen den geweihten Chor.

Bald darauf kam eines Abends ein Bettler vor Eutropius Haus gegangen, und flehte mit weinender Stimme: „O ihr, die ihr da drinnen wohnet, sehet mein Elend an, und gebt mir zum Aufenthalte einen niedern Winkel hinter eurem Hause!“

Der Bettler war Johannes. Die Eltern, die den bleichen abgehärmten Sohn nicht mehr erkannten, räumten ihm mitleidig eine niedere Hütte, die an ihre Wohnung angebaut war, ein.

Darinnen lebte er unerkannt in der Weise eines Klausners, die in der ganzen Gegend Aufsehen und Bewunderung erregte. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht lag er in beständigem Gebete auf seinen Knieen. Jeder neue Tag war ihm neue Uebung in der Sanftmuth, Demuth und Geduld, die er dem Spott und den Mißhandlungen der Diener seines Vaters entgegenstellte. In der Abtödtung seines Körpers war er so strenge, daß er das Almosen und die Speisen, die ihm das weibliche Mitleid seiner Mutter reichen ließ, heimlich unter die Armen vertheilte.

Drei Jahre waren dem Klausner in dieser niedern Hütte vorübergegangen. Da war seine Lebenskraft ganz erschöpft, und er fühlte die Stunde des Todes nahen.

Eines Morgens, als er sein hartes Lager nicht mehr verlassen konnte, ließ er Vater und Mutter zu sich rufen. Wie sie in die halbversunkene Klause traten, lächelte der todtesblasse, hagere Bettler ihnen freundlich zu, bot ihnen die Hand zum Danke für Alles, was er genossen, und sagte mit sterbender Stimme: „Ich bin euer Sohn Johannes!“

Unter Wehklagen und Thränen neigten sich die Eltern zu ihm nieder, und wollten ihn umhalsen — aber der Klausner war verschieden.

In seiner Hütte, wie er es von jeher gewünscht, ward ihm das Grab zugerichtet. Und alsobald verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode und der Entdeckung seiner Abkunft durch die große Kaiserstadt und die ganze Gegend. Die Gläubigen, die bei ihm oft eingekehrt und sich Rath erholt, nannten ihn von der Stunde an den Hüttenbewohner; das war in ihrer Sprache Kalybite.

Die Eltern des heiligen Klausners aber wurden in dem Augenblicke, da sie ihren sterbenden Sohn erkannten, von so kraftvoller Rührung durchdrungen, daß sie sich gegenseitig entschlossen, der Welt zu entsagen. Sie vertheilten ihren Reichthum unter die Nothleidenden der Stadt, und behielten nur so viel, daß sie ein

Gotteshaus über dem Grabe des Sohnes erbauen konnten. Dann zogen sie sich zurück in die fromme Einsamkeit.

Noch jetzt findet der Reisende, wenn er verweilt in der großen Sarazenenstadt, die Stelle von Johannes Grab. Alte ehrwürdige Urkunden nennen die Ruinen von der prachtvollen Kirche zum heiligen Hüttenbewohner.

Inhalt.